Lieben und Leben.

Erster Band.

Lieben und Leben.

Neue Erzählungen

von

Max Ring.

Erster Band.

Berlin, 1869.

Verlag von Otto Janke.

Druck der Hotop'schen Buchdruckerei in Cassel.

Die Ehescheuen.

I.

Auf dem Perron einer süddeutschen Eisenbahnstation gingen eine ältere und eine jüngere Dame in eifrigem Gespräche auf und nieder, augenscheinlich in ungeduldiger Stimmung, da sie schon länger als eine Stunde auf den von ihnen bestellten Wagen warteten.

Ihr wiederholtes Drängen, Fragen und Bitten machte durchaus keinen Eindruck auf den wohlbeleibten, phlegmatischen Posthalter, der trotzdem seine unerschütterliche Ruhe behauptete und sich auf den unerwarteten Andrang der überaus zahlreichen Passagiere berief, welche schon früher angekommen waren und ebenfalls ihre Weiterbeförderung mit Ungestüm von ihm verlangten.

„Alles mit Ordnung, immer Einer hübsch nach dem Andern,“ fügte er mit unzerstörbarer Kaltblütigkeit hinzu. „Sie sehen ja, daß ich nicht Alles auf einmal schaffen kann, die Reihe wird auch an Sie kommen, wenn die Pferde ausreichen.“

„Und wenn nicht?" fragte die Aeltere der beiden Damen mit sichtlicher Aufregung in dem blassen, kränklichen Gesicht.

„Da müssen's halt hier bleiben und bis Morgen warten," lautete der gerade nicht allzutröstliche Bescheid.

„Aber mein Gott, das ist unmöglich! Ich werde von meinem Sohne in Lindensee erwartet; er hat nur wenige Tage Urlaub von seinem Posten erhalten, und wenn ich nicht zur rechten Zeit eintreffe, so wird er abreisen, ohne mich zu sehen."

„Thut mir leid, aber kann's halt nicht ändern. Sie müssen schon Geduld haben. Alles mit Ordnung, immer hübsch Einer nach dem Andern."

„Ich will aber nicht länger warten," entgegnete die Dame in gereiztem Tone, „und wenn ich nicht auf der Stelle meine Pferde bekomme, so werde ich mich bei dem Oberpostamt beschweren."

„Das können's haben," versetzte der phlegmatische Postbeamte kurz angebunden, indem er der Dame höchst ungalant den breiten Rücken zukehrte.

Dies unangenehme Gespräch wurde so laut geführt, daß ein junger Mann in der Nähe der unwillkürliche Zeuge desselben war. Anscheinend in ein Zeitungsblatt vertieft, hatte er während der ganzen Verhandlung

die beiden Damen beobachtet, von denen besonders die Jüngere seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Sie war auch in der That eine interessante Erscheinung; hoch und schlank gewachsen, in kleidsamer eleganter Reisetoilette, bildete sie durch ihre auffallende Schönheit und vornehm ruhige Haltung einen wohlthuenden Gegensatz zu dem erregbaren Wesen und der verblühten Gestalt ihrer Begleiterin und Tante, der verwittweten Staatsräthin von Ziegler, aus einer bekannten norddeutschen Residenz. Die Letztere hatte auf den Rath ihrer Aerzte die Reise nach dem wegen seiner erquickenden, milden Bergluft und Kräutermolken berühmten Badeorte Lindensee unternommen, wobei ihre Nichte Clara ihr Gesellschaft leistete, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung, da es kein geringes Opfer war, die nervenkranke Frau zu pflegen und ihre wechselvollen Launen zu ertragen.

Unter anscheinender Kälte und Zurückhaltung besaß Clara ein Herz voll Liebe, das allerdings nur von Wenigen gekannt wurde, da sie, frühzeitig verwaist und ihrer Eltern beraubt, gewohnt war, ihre tiefsten Empfindungen und besten Gedanken vor der Welt zu verschließen. Meist auf sich selbst angewiesen, mußte sich bald bei ihr eine scharfe Beobachtungsgabe entwickeln,

womit sie das frivole Treiben ihrer Umgebung erkannte und oft mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe beurtheilte. Schmerzliche Erfahrungen, die ihr nicht erspart waren, steigerten ihr natürliches Mißtrauen und verliehen ihrem Charakter eine gewisse Sprödigkeit, die sie besonders im Umgange mit Männern hervorkehrte, weshalb sie von diesen häufig für hochmüthig oder stolz gehalten wurde. Daran mochte es wohl liegen, daß sie verschiedene Bewerber um ihre Hand zurückschreckte und ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreichte, ohne sich zu verheirathen, obgleich ihre unvergängliche Schönheit, ihre hohe Bildung und ein bedeutendes Vermögen, welches ihre Unabhängigkeit sicherte, sie zu einem Gegenstande vielfacher Wünsche machte.

Auch der junge Mann, von dem sie während des stattgefundenen Gespräches unbemerkt beobachtet wurde, empfand den eigenthümlichen Zauber ihrer zugleich so anziehenden und abstoßenden Erscheinung. Gegen seine sonstige Gewohnheit verfolgte er mit seinen künstlerischen Blicken die schlanke, ebenmäßige Gestalt, die ihn mit ihren ausdrucksvollen, klaren Zügen, ihrer hehren Jungfräulichkeit und klassischen Formen unwillkürlich an das herrliche Marmorbild der Diana im Louvre zu Paris erinnerte. Nach langer Zeit regte sich wieder in seinem

Innern der Wunsch, einem Weibe näher zu treten, nachdem er jede tiefere Empfindung abgeschworen. In seinem skeptischen Geiste kämpften bei ihrem Anblick die widersprechendsten Gedanken und Gefühle, indem er bald über seine Thorheit spottete, die nach seiner Ueberzeugung nur mit einer neuen Enttäuschung enden mußte, bald sich jener geheimnißvollen Sehnsucht nach einem unbekannten Glücke überließ, von dem er trotz aller Erfahrung und Uebersättigung nicht zu träumen aufgehört. Sie wird nicht anders, nicht besser sein wie die Uebrigen, flüsterte der verneinende Dämon in seiner verödeten Brust, während eine leise Stimme ihn an die Ideale, an das verlorene Paradies seiner Jugend mahnte, wo er noch in jedem Weibe einen Engel, eine Heilige des Himmels sah und verehrte.

Während dieses Widerstreits in seinem Innern ließ sich das Rollen eines Wagens hören, dessen Ankunft ihn aus seinen Träumen weckte. Es war eine Postschaise, die er früher als die andern Passagiere bestellt hatte, weßhalb er auch zuerst befördert wurde, um so eher, da er nicht verabsäumt hatte, das Phlegma des Posthalters durch einige Gulden über die festgesetzte Taxe zu einer sonst unerklärlichen Eile anzuspornen. Im Begriff, den Wagen zu besteigen, begegnete er den Blicken der beiden

Damen, von denen die Staatsräthin ihren Neid und Verdruß über solche Bevorzugung kaum verhehlen konnte. Der Fremde empfand vielleicht ein Gefühl von ritterlicher Galanterie, oder hielt er, sich selbst über das eigentliche Motiv seiner Handlungsweise täuschend, für ein Gebot der Schicklichkeit, sich an die Staatsräthin zu wenden und ihr seine Equipage zu überlassen. Sie wurde daher von einem freudigen Schreck ergriffen, als der junge Mann mit höflichem Gruße sie aufforderte, seinen Wagen als den ihrigen zu betrachten und davon sogleich Gebrauch zu machen.

„Sie werden," fügte er hinzu, „meine Dreistigkeit um so mehr verzeihen, da ich unwillkürlicher Zeuge Ihrer Unterredung mit dem Posthalter war und daraus ersehen habe, daß Sie die größte Eile haben, während ich noch immer zeitig genug nach Lindensee komme."

„Sie sind zu gütig," stammelte die überraschte Dame, die in ihrem Egoismus nur zu geneigt war, sein Anerbieten ohne Weiteres anzunehmen.

„Aber liebe Tante," flüsterte die besonnene Clara, „wir können doch unmöglich von einem Unbekannten einen solchen Dienst verlangen."

Zugleich richtete sie ihre durchdringenden Blicke prüfend

auf den gefälligen Reisenden, den sie bis jetzt so gut wie gar nicht beachtet hatte. Ihre Züge drückten Zweifel und Mißtrauen aus, als ahnte sie seine geheimen Gründe und Absichten, die er sich selbst nicht gestehen wollte. Unwillkürlich empfand sie eine fast unerklärliche Abneigung gegen den Fremden, dessen Aeußeres keineswegs unangenehm, sondern weit eher geeignet war, lebhaft für ihn zu interessiren. Derselbe zeigte eine männlich kräftige und doch zugleich elegante Figur, ein ausdrucksvolles gebräuntes Gesicht, dessen hohe Stirn, feurige Augen, energische Adlernase keinen gewöhnlichen Geist verriethen. Seine Toilette, ein leichter, grauer Sommerpaletot, und der feine italienische Strohhut waren tadellos, während seine Sprache und Haltung eine genügende Bekanntschaft mit den Formen der sogenannten „guten Gesellschaft" bekundete, die er mit einer gewissen künstlerischen Freiheit zu verbinden wußte.

Trotzdem mißfiel ihr vor Allem die Sicherheit, womit er sich den Damen näherte, sowie ein kaum bemerkbares, halb ironisches, halb übermüthiges Lächeln, ein ironischer Zug in dem sonst so geistreichen, nur etwas verlebten Gesicht, vor dem sie eine innerliche Scheu empfand. Eine wunderbare Apathie, von der sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, schien sie

vor jeder nähern Berührung mit dem räthselhaften Fremden zu warnen.

Um so günstiger war der Eindruck desselben auf die Staatsräthin, abgesehen davon, daß seine Dazwischenkunft ihrer wirklichen oder eingebildeten Verlegenheit ein Ende machte und die Erfüllung ihres Herzenswunsches in Aussicht stellte. Sie konnte die Zurückhaltung ihrer Nichte um so weniger begreifen, da der Fremde jedenfalls den bessern Ständen angehörte, wofür sein ganzes Auftreten bürgte. In diesem Punkte aber traute sie sich ein kompetentes Urtheil zu, da sie sich stets nur in den exklusiven Kreisen der Gesellschaft bewegte. In dem jungen Mann glaubte sie mit gewohntem Scharfblick einen „Ebenbürtigen" erkannt zu haben, von dem sie daher jeden Ritterdienst ohne Anstand in ihrer Lage annehmen durfte. Wenn sie dennoch zögerte, geschah es nur aus Rücksicht für ihre Nichte und der Form wegen, weil man ein derartiges Opfer nur mit scheinbarer Weigerung anzunehmen pflegt, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen.

Clara's Abneigung, sich von dem Unbekannten verpflichten zu lassen, reizte, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, seine Eigenliebe. Dringend, ohne zudringlich zu werden, wiederholte er sein Anerbieten, das er mit so

guten Gründen zu unterstützen wußte, daß die Staatsräthin auch ihre letzten Bedenken schwinden ließ. Einige leicht aufsteigende Wolken am Horizont, welche ein heraufziehendes Gewitter verkündigten, kamen seinen Worten unerwartet zu Hülfe und machten dem Schwanken der Dame ein Ende. Selbstverständlich forderte die Staatsräthin ihren Ritter auf, in dem geräumigen Wagen Platz zu nehmen und sie zu begleiten, obgleich er selbst keinen derartigen Anspruch zu erheben schien.

„Nur unter dieser Bedingung," fügte sie verbindlich hinzu, „können wir Ihr gütiges Anerbieten annehmen."

„Ich fürchte nur, durch meine Gesellschaft den Damen lästig zu fallen."

„Durchaus nicht. Wir sind Ihnen bereits zum größten Dank verpflichtet und können es nicht zugeben, daß Sie durch uns in Ihrer Reise aufgehalten werden."

„Ich habe nicht viel zu versäumen und möchte auch nicht gern geniren."

„Dann müssen wir freilich Ihr freundliches Anerbieten ablehnen. Außerdem kann es uns nur angenehm sein, einen Beschützer und Reisemarschall in Ihnen zu finden."

Während dieses höflichen Wettstreites beobachtete Clara ein fast verletzendes Stillschweigen, indem sie kalt

und theilnahmlos dabei stand, als ob ihr seine Gegenwart vollkommen gleichgültig wäre. Vergebens wartete er auf ein freundliches Wort aus ihrem stolzen Munde, sie schwieg und verschmähte rücksichtigslos die zum Einsteigen dargebotene Hand, sich leicht ohne seine Hülfe emporschwingend, während die Tante sich bereitwillig von seinem kräftigen Arm in den Wagen heben ließ. Unmuthig zögernd folgte er, als reute ihn seine schlecht vergoltene Artigkeit, obgleich ihn die Sprödigkeit des stolzen Mädchens reizte.

Anfänglich stockte unter diesen Umständen das Gespräch, welches jedoch bald durch die Bemühungen der Staatsräthin in den Gang kam und nach und nach eine lebhafte Färbung annahm. Die lebenskluge Frau fand ihr Urtheil über den Fremden bestätigt, indem derselbe im Laufe der Unterhaltung als ein eben so geistreicher wie interessanter Gesellschafter sich erwies.

Bald machte er die Damen auf die allmälig sich immer herrlicher entfaltende Schönheit der Gegend aufmerksam, wobei er einen seltenen künstlerischen Blick verrieth, bald erzählte er von seinen Reisen in fernen Ländern, und schilderte die Herrlichkeit Italiens und Griechenlands, welche er eben erst gesehen, mit einer bewundernswürdigen Anschaulichkeit und einer dichteri=

schen Glut, von der seine Hörer unwillkürlich fortgerissen wurden. Dazwischen überraschte er durch eine gewisse Originalität und Kühnheit seiner Urtheile, durch einen frischen Humor, der nur zuweilen das Maß überschritt und in eine wilde, gewaltsame Lustigkeit ausartete, hinter welcher sich ein tieferer Schmerz zu verbergen schien.

Wider Willen fühlte sich das stolze Mädchen gefesselt und sah sich in das Gespräch hineingezogen, das der Fremde fortwährend durch neue Wendungen und geistvolle Bemerkungen zu beleben wußte, so daß die Stunden ihr wie Minuten dahinflogen. Welch' ein Abstand zwischen seiner Unterhaltung und dem gewöhnlichen Salongeschwätz der ihr bekannten Männer und sogenannten Löwen der Gesellschaft! Hier stand ihr in der That ein Ebenbürtiger gegenüber, freilich in einem andern Sinne, als die Staatsräthin diese Bezeichnung auffaßte. Freudig erkannte Clara vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben den Zauber einer solchen höhern Intelligenz und männlichen Ueberlegenheit an, während die Tante ihre Leiden und Launen vergaß und eine sonst nur seltene Liebenswürdigkeit mit einem leisen Anstrich alter Koketterie dem Fremden gegenüber entfaltete.

Zugleich aber regte sich in ihr die verzeihliche Neugierde, den Namen und Stand ihres interessanten Reise=

gefährten zu erfahren, der entweder absichtlich oder zufällig sein Inkognito bewahrte, obgleich die Staatsräthin nicht verfehlt hatte, sich in aller Form ihm vorzustellen, ohne daß er sich verpflichtet hielt, ihrem Beispiele sogleich zu folgen. Die kluge Frau ließ sich jedoch dadurch nicht so leicht abschrecken und verfolgte ihr Ziel mit echt weiblicher Beharrlichkeit und Schlauheit.

„Sie haben Italien gewiß ungern verlassen?“ fragte sie scheinbar absichtslos, indem sie dabei unverrückt auf ihr Ziel lossteuerte.

„Selbst auf die Gefahr hin,“ entgegnete der Fremde, „für einen schlechten Deutschen gehalten zu werden, muß ich eingestehen, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von dem herrlichen Lande getrennt habe, wo die gemeinen Sorgen des Lebens im Anblick der unvergänglichen Schönheit wie Nebel vor der Sonne schwinden und es allein vergönnt ist, dem Menschen Mensch zu sein.“

„Wer sollte Sie in Deutschland daran hindern?“

„Jener Kastengeist, den wir von unsern indischen Voreltern geerbt zu haben scheinen. Lächeln Sie nicht, meine Gnädige, wir Alle schleppen unbewußt ein Stück Asien mit uns herum, das deutsche Volk hat die indische Beschaulichkeit, Thatenlosigkeit, Lust an phantastischen Träumen und nebelhaften Philosophemen und besonders

die indischen Standesunterschiede aus seiner alten Heimat überkommen. Wir sind eine Nation von Offizieren, Geheimräthen, Professoren, Supernumeraren, mit einem Worte Alles, nur keine Menschen."

„Ich kann Ihre Meinung nicht ganz theilen," entgegnete die Staatsräthin lächelnd, „so geistreich dieselbe auch klingen mag. Der Stand ist gleichsam das Gepräge des Mannes, das sowohl als Werthmesser wie als gesellschaftliche Handhabe dient. Deßhalb finde ich es aber so natürlich als zweckmäßig, daß wir zunächst bei jedem Unbekannten darnach fragen —"

„Ob er seine Paßkarte mit sich führt? Leider kann ich nicht damit dienen, und so müssen Sie mir schon auf mein Wort glauben, daß ich Paul Ewald heiße und von Profession ein Maler oder Farbenstreicher bin."

„Wie! Paul Ewald!" rief Clara überrascht, „dessen sterbende Cleopatra auf der dießjährigen Ausstellung so großes Aufsehen erregte."

„Sie sind zu gütig, mein gnädiges Fräulein, und beschämen mich. Ich weiß nur zu gut, wie weit mein Bild hinter meinem Ideale zurückgeblieben ist. Leider bin ich nicht so glücklich, wie Cäsar und Antonius. Ich hätte ein halbes Leben darum geschenkt, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, mit der braunen Schlange des

Nils in goldener Gondel mich zu schaukeln, gebratene Krokodile zu verspeisen und aus goldenem Pokale aufgelöste Perlen im Werthe einer Million zu schlürfen. Wahrscheinlich wäre mein Bild dann auch besser geworden."

Clara lächelte und sprach offen ihre Bewunderung für das geniale Gemälde aus, indem sie ohne jede Prätension mit dem feinsten Verständniß die Schönheiten desselben hervorhob. Der Maler hörte ihr mit steigendem Wohlgefallen zu, da er trotz aller Gleichgültigkeit gegen die Kritik des Tages nicht unempfindlich gegen das begründete Lob aus so schönem Munde war. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter geführt und gewann unter diesen Umständen an Bedeutung. Die gemeinschaftliche Liebe zur Kunst war der Einigungspunkt für die sonst getrennten Geister geworden und bildete die geheimnißvolle Kette von der Seele zum Herzen.

Wie zündende Blitze flogen die beflügelten Worte und weckten neue Gedanken und Empfindungen zu immer höherer Entfaltung. Vor diesem Frühlingswehen schmolz die Eisrinde von Clara's stolzem Wesen, fiel die spröde Hülle, hinter der sich die flammende Begeisterung für alles Große, Schöne, Edle wie die Sonne hinter wallenden Nebel barg. Aber auch der Künstler

warf die Schlacken seines verwilderten Lebens ab und zeigte seinen besseren Kern, den tieferen Ernst, frei von allen entstellenden Zuthaten spöttischer Ironie und angeflogener Blasirtheit.

Es lag ein eigener Zauber in diesem gegenseitigen sich Finden und Erkennen zweier fremden Menschen, die sich plötzlich ihrer inneren Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit bewußt wurden und sich gewissermaßen ergänzten. Clara fühlte eine nie gekannte Seligkeit, und die ganze Fahrt dünkte ihr wie ein schöner unvergeßlicher Traum, aus dem sie nur zu schnell zu erwachen fürchtete. Dazu kam noch der wunderbare Zauber der Natur, die sich immer großartiger und herrlicher vor ihr entfaltete. Das Gebirge, dem sie zueilten, trat jetzt näher und näher mit seinen gewaltigen, von Schnee gekrönten Häuptern. Zwischen grünen Matten und goldenen Feldern führte der Weg anfänglich durch ein fruchtbares Thal, das sich nach und nach verengte und einen wilden pittoresken Charakter annahm. Schroffe Felsen, von denen die schlanke Edeltanne in den dunkeln Abgrund herniederschaute, wechselten mit zerrissenen Klüften, aus denen rauschend die grünlichen Wellen eines Gebirgsbaches wie ein scheues Wild mit gewaltigen Sätzen hervorbrachen. Hier grüßte von der

Höhe das blitzende Dach einer einsamen Bergkapelle mit goldenem Kreuze, dort lauschte im kühlen Grunde unter dem Schatten duftender Nußbäume die klappernde Mühle, von deren Rädern Perlenschnüre und Demanten niedertropften; das Alles noch gehoben durch den wunderbaren Zauber der wechselnden Beleuchtung, durch goldenen Sonnenschein und flüchtige Schatten, durchweht von den stärkenden balsamischen Lüften der Berge, klingend und tönend von rieselnden, krystallhellen Quellen und schäumenden Wasserfällen. Plötzlich bei einer Biegung des schlangengleichen Weges erschien der bisher von den Bergen verdeckte See mit seinen lachenden Ufern wie ein neues Wunder den Blicken der entzückten Reisenden. In seinen tief dunkelblauen Fluten spiegelten sich die ziehenden Wolken, trotzige Felsen, grüne Hügel mit schwankenden Enden, die rothen Dächer der gesegneten Kirchen und Ortschaften, welche sich wie ein bunter Kranz in seine Fluten legten; während im Norden die finstern, trotzigen Bergriesen unnahbar mit jähem Abfall aus der Tiefe emporstiegen, öffnete sich auf der entgegengesetzten Seite ein weiter Fernblick auf die grünen Wiesen, üppigen Triften und mit Reben und Fruchtbäumen bekränzten Hügel, bis das Auge sich in duftiger Ferne verlor.

Stundenlang führte die erst neu angelegte Kunststraße an dem mächtigen See vorüber an malerischen Fischerhütten, stattlichen Schlössern und eleganten Villen. Immer reicher und mannigfacher gestaltete sich die Perspektive, und jede Wendung des Weges brachte ein neues überraschendes Bild, bald eine blaue Bucht, oder eine grüne Insel, gleich einem Smaragd in kostbarer Schale von Lasur, bald einen lauschigen Winkel, so heimlich versteckt und abgeschlossen, als hätte dort die Welt ein erwünschtes Ende gefunden. Und all' diese Herrlichkeit genoß jetzt Clara doppelt an der Seite eines Künstlers, der dafür das schärfste Auge und den feinsten Natursinn besaß. Fortwährend machte er sie auf jede Schönheit aufmerksam, welche ihr sonst vielleicht entgangen wäre. Wohl bekannt mit dieser Gegend, die er mehr als einmal behufs seiner Studien durchwandert, nannte er auf ihr Verlangen jede Bergspitze, jeden noch so kleinen Ort, zeigte er ihr die malerischsten Punkte, indem er zugleich die Sitten des Landes, die Eigenthümlichkeit der Bewohner mit plastischer Lebendigkeit ihr zeichnete. Mit sonst niegekannter Hingebung lauschte das sinnige Mädchen seinen Worten, indem sie sich dem Zauber seiner Unterhaltung willig hingab und ihre gewohnte Sprödigkeit immer mehr schwinden ließ.

Beide traten sich in wenig flüchtigen Stunden so nahe, als hätten sie jahrelang im vertrautesten Verkehr gestanden, und wurden sich immer mehr ihres gegenseitigen Werthes bewußt.

Unterdeß senkte sich die Sonne zum Untergang; ihre Strahlen färbten den blauen See und verwandelten seine Spiegelfläche in ein wogendes, im Abendwind aufrauschendes Rosenfeld. Die Spitzen der Berge und Felsen glühten in wunderbarer Pracht; goldene Schatten lagerten sich über Wald und Flur, während blaue und violette Schleier die Abgründe und Schluchten magisch verhüllten. Das war ein Leuchten, Glühen und Glänzen, ein Wogen und Flammen von feurigem Grün, Gold und Purpur, als hätte der Meister der Natur seine ganze Palette über die entzückende Gegend ausgegossen. Jedes Gespräch verstummte, und nur die Blicke sprachen von Bewunderung und Andacht überfließend und begegneten sich im innigsten Einverständniß. Solche Momente, gemeinschaftlich durchlebt, knüpfen ein unsichtbares, geheimnißvolles Band und befreien die Seele von allem Schrecken. Schweigend, mit gefalteten Händen, saß Clara dem Maler gegenüber; das klassische Gesicht, von den Strahlen der scheidenden Sonne und von innerer Bewegung überirdisch verklärt, zeigte eine ihr

sonst fremde Milde und Weichheit und schien dem Auge des Künstlers wie von einem Heiligenschein umgeben.

In gehobener Stimmung hatten die Reisenden fast unbemerkt das Ziel ihrer heutigen Fahrt erreicht. Schon zeigten sich die ersten Häuser und Villen des freundlichen Kurortes mit ihren flachen Dächern und Gallerieen, der spitze Kirchthurm, vergoldet von der Abendsonne und in den rosigen Fluten des Sees sich spiegelnd. Der Postillon blies ein schmetterndes Lied, das von den nahen Felsen wiederhallte. Gruppen von Spaziergängern und Badegästen blickten dem vorüberfahrenden Wagen neugierig musternd nach und setzten dann ihren gewohnten Gang an dem Ufer fort. Von dem Balkon einer kleinen, mit Reben bekleideten Villa schaute eine Dame nieder; ihr Auge fiel auf den Künstler und ein lauter Schrei entfuhr ihren überraschten Lippen.

„Paul, Paul!“ rief sie so laut, daß der Maler unwillkürlich zusammenzuckte. Wie eingerahmt zwischen den grünen Blättern der mächtigen Weinstöcke zeigte sich ein schönes, herrliches Weib, das blasse Gesicht von schwarzen aufgelösten Locken umgeben, weit über den Balkon hinausgelehnt. Die Erscheinung dieser Frau wirkte wie ein plötzlich auftauchendes Gespenst, wie das Antlitz der versteinernden Meduse. Der Künstler konnte seine Be-

wegung nicht verbergen, seine Lippen bebten und rangen nach einer Erklärung, während auf seinen Wangen eine matte Blässe mit flammender Röthe wechselte. Clara aber fühlte, wie sich ihr Herz krampfhaft zusammenzog und ein wilder Schmerz durch ihre Seele zuckte. Sie hatte diese Frau schon gesehen, wenn auch nur im Bild. Es war die Cleopatra des Malers.

II.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als Paul den Weg nach der von Reben umkränzten Villa einschlug, wo er von jener schönen Frau sehnsüchtig erwartet wurde. Der Abschied von seinen bisherigen Reisegefährten, welche vorläufig in der Krone, dem ersten Hotel des Kurortes, einkehrten, war kurz und kühl gewesen, obgleich die Staatsräthin die Formen guter Lebensart zu gut kannte, um ihm nicht wiederholt für seine ritterliche Artigkeit zu danken und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen auszusprechen. Dagegen verletzte ihn von Neuem die sichtliche Zurückhaltung des stolzen Mädchens und ihr erkältendes Benehmen. Die

frühere Hingebung war dem alten Mißtrauen gewichen, und als er ihr die Hand zum Abschied reichte, zog sie scheu die ihre zurück, indem sie sich einem jungen Mann zuwendete, der ihm als der erwartete Sohn der Staatsräthin, Legationssekretär von Ziegler, förmlich vorgestellt wurde. Unwillkürlich empfand der Maler eine Antipathie gegen den Diplomaten, der ihn mit gemessener Höflichkeit begrüßte, aber, wie Paul zu finden glaubte, absichtlich zu ignoriren oder zu vermeiden schien. Unter diesen Verhältnissen konnte und wollte er nicht länger weilen, um nicht zudringlich zu erscheinen. Unzufrieden mit sich selbst und noch mehr mit seinen neuen Reisegefährten, fast erbittert gegen den Legationssekretär, entfernte er sich innerlich tief verstimmt, als hätte er eine schimpfliche Niederlage erlitten. Sein Unmuth steigerte sich noch, wenn er an jene Frau dachte, deren plötzlicher Erscheinung er nicht ohne Grund dieses schmerzliche Ende seines schönen Traumes beimessen mußte. Sie erschien ihm als der böse Dämon seines Lebens, und doch konnte er die geheimnißvollen Bande und mächtigen Fesseln, mit denen sie ihn immer von Neuem zu umstricken wußte, nicht zerreißen. Um ihr zu entfliehen, war er nach Italien und Griechenland gereist und über ein Jahr in der Ferne unstät umhergeirrt. Schon

glaubte er den Zauber des dämonischen Weibes überwunden zu haben, als sie ihm von Neuem sein Verhängniß hier auf der Schwelle der Heimath unvermuthet entgegenführte. Er durfte sich nicht vergebens von ihr erwarten lassen, denn alte Schuld und Dankbarkeit knüpften ihn an diese Frau, die ihn nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihr geistiges Uebergewicht beherrschte, aber er war entschlossen, heute noch diesem drückenden Verhältnisse ein Ende zu machen und für immer mit ihr zu brechen.

Mit diesem Vorsatze trat er in das Zimmer der schönen Frau, die ihm mit einem Freudenruf entgegenflog und mit ihren weichen Armen fest umschlang, ohne daß er ihr es zu wehren vermochte. Wider Willen fand er sich von ihr auf das schwellende Sopha niedergezogen und an ihrer Seite sitzend. Vor ihm stand auf dem runden Tisch ein ausgesuchtes Mahl, herrliche Früchte in geschliffenen Krystallschaalen und goldener Wein in grüner funkelnder Flasche, beleuchtet von dem traulichen Schimmer der Astrallampe. Die ganze Anordnung verrieth einen feinen ästhetischen Sinn und mußte selbst sein verwöhntes künstlerisches Auge befriedigen.

Sie selbst erschien in einem ausgesuchten Negligee; um die üppigen Glieder schmiegte sich in malerischen Falten der Morgenrock von weißem Kaschmir. Das dunkle Haar von bläulicher Schwärze war in einen griechischen Knoten geschlungen, während einzelne Locken ungebändigt um den schimmernden Nacken spielten. Die auffallende Blässe des Gesichts ließ die tiefe Gluth ihrer versengenden Blicke nur noch feuriger, die rothen Lippen nur noch brennender erscheinen, wodurch ihre ganze Physiognomie einen eigenthümlichen, dämonischen Ausdruck gewann, so daß man unwillkürlich an die verlockende Loreley der Sage erinnert wurde.

Nach der ersten stürmischen Begrüßung lud das schöne Weib den Künstler ein, an dem bereitstehenden Mahle Theil zu nehmen, indem sie zwei Gläser mit rothem Wein füllte, um auf seine glückliche Heimkehr mit ihm anzustoßen.

„Nochmals willkommen!“ rief sie mit ihrer etwas tiefen Glockenstimme. „Ich trinke auf Dein Wohl, auf unsere Liebe!“

Während sie mit fester Hand ihr Glas erhob, zitterte die seinige vor innerer Bewegung, so daß einige rothe Tropfen auf das weiße Tischtuch niederflossen und statt des hellen Gläserklanges ein dumpfes Klirren tönte.

„Das klingt wie Grabgeläute," sagte sie lächelnd, „aber ich bin nicht abergläubisch. Was kümmert mich die Zukunft, wenn nur der Augenblick mir lächelt. Ich habe Dich wieder, und das ist mir genug. So schnell sollst Du mir nicht wieder davonfliegen, Du leicht beschwingter Vogel! Ich will Dich schon festbinden, daß Du nicht weiter kommst, als ich erlaube." Zugleich löste sie mit einem raschen Griff den Knoten ihrer dichten Haare, die sie wie eine seidene Schlinge um seinen Nacken band.

„Gefangen, gefangen!" jubelte sie laut, ihn fester an sich ziehend.

„Thörin!" schalt er mit schlecht verhehltem Unmuth, indem er sich aus ihren seidenweichen Fesseln zu lösen suchte.

„Laß mich ein Kind sein," scherzte sie, „und sei es mit mir. Hab' ich doch doppelten Grund, mich des Lebens zu freuen, da ich Dich wieder sehe und zugleich Dir sagen darf, daß ich frei bin von den lästigen Banden einer unglücklichen Ehe. Das Gericht hat endlich die Scheidung von meinem langweiligen Gatten ausgesprochen und ich darf Dir ohne Furcht und Scheu für immer angehören."

Gegen ihre Erwartung nahm Paul die plötzliche Nachricht keineswegs so freudig auf, als sie gehofft. Seine Mienen drückten weit eher eine tiefe Bestürzung und eine sich steigernde Verlegenheit aus, so daß sie seine wahre Meinung über den gewagten Schritt nicht länger bezweifeln konnte. Ueber ihre schöne leuchtende Stirn flog ein finsterer Schatten und die dunklen Augen verfolgten ihn mit mißtrauischen Blicken.

„So seid ihr Männer," sagte sie mit bitterem Ton, „undankbar für unsere Opfer, verschmäht ihr unsere Liebe, wenn ihr keine Hindernisse mehr zu besorgen habt. Nur was Euch unerreichbar scheint, reizt eure unersättliche Begierde, und der Besitz macht euch stumpf und gleichgültig."

„Du thust mir unrecht," entgegnete er beschwichtigend, „Deine unvermuthete Mittheilung hat mich überrascht und zugleich besorgt gemacht. Durch Deine Scheidung hast Du Deine Existenz auf's Spiel gesetzt und Deine gesicherte Zukunft, wie ich fürchten muß, aufgegeben. Du hättest daran denken sollen, welch' ein glänzendes Loos Dir an der Seite eines so reichen und nachsichtigen Mannes geboten war, der selbst mit Deinen Schwächen eine seltene Geduld zeigte. Mag Frank noch so unbedeutend und langweilig sein, er war

wenigstens kein Othello und außerdem im Stande, all' Deine kostspieligen Launen zu erfüllen. Deshalb erscheint mir diese Trennung unüberlegt und keineswegs gerechtfertigt."

„Die Vorwürfe hättest Du mir sparen können, da Du weißt, wie traurig unsere Ehe war. Ich konnte es nicht länger ertragen, diesen langweiligen, abgelebten Menschen zu unterhalten. Er gähnte mich den ganzen Tag an, und wo ich saß und stand, schwebte mir sein offener Mund vor Augen. Selbst seine Nachsicht und Güte, welche Du von ihm rühmst, brachten mich zur Verzweiflung. O die Ehe ist eine Galeere und selbst die beste nur ein Gefängniß für uns arme Frauen!"

„Das hättest Du damals überlegen müssen, als er sich um Dich bewarb."

„Was sollte ich thun? Das Theaterleben ekelte mich an, die täglichen Angriffe der Kritik, die Launen des Publikums und die Intriguen meiner Kollegen widerten mich an. Dazu kam meine Krankheit, die ich mir durch eine Erkältung zugezogen. Meine Stimme hatte gelitten und ich fürchtete, sie für immer zu verlieren. Ich dachte an meine Zukunft, an die unausbleibliche Noth, an all' die Entbehrungen, welche mich erwarteten. Ich war ein Kind, ein verwöhntes Kind.

In meiner Angst griff ich nach der ersten, besten Hand, die sich mir entgegenstreckte. Der reiche Frank erschien mir als ein annehmbarer Bewerber, dennoch schwankte ich, aber meine Mutter bestürmte mir mit ihren Bitten und Thränen. Du kennst sie ja und meine Schwäche für die alte Frau, der ich nichts abschlagen kann. Ihr Zureden, der Wunsch, mit einem Male allen Verlegenheiten zu entgehen, der Gedanke, ein Haus zu machen und den Neid meiner Kolleginnen zu erregen, die Sehnsucht nach einem Wechsel meines Looses ließen mich sein Anerbieten annehmen. So wurde ich die Frau dieses jammervollen Mannes, der mich nur heirathete, um seine Eitelkeit zu befriedigen und die Leere seines Lebens auszufüllen, wie er sonst ein kostbares Spielzeug, ein seltenes Möbel oder ein theures Reitpferd kaufte, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

„Ueberließ Dir Frank nicht Deine volle Freiheit und beschränkte Dich in keiner Weise?"

„Das ist wahr, er ist ein guter Tropf," sagte sie, laut auflachend, „das Modell und Muster eines Ehephilisters, in Eselshaut gebunden. Anfänglich war ich auch zufrieden und fühlte mich so glücklich, wie eine reiche Schlächterfrau mit ihrem neuen Plüschsopha. Ich hatte Alles, was das Herz begehrt, ein Haus in der

Residenz, eine Villa auf dem Lande, eine elegante Equipage und dazu die beste Gesellschaft, aber leider auch einen Mann, der mich bald durch Mangel an Geist und Bildung, durch sein Phlegma und durch seine Pedanterie zur Verzweiflung brachte. So oft er den Mund zum Sprechen öffnete, sagte er eine Dummheit, über die ich erröthen mußte. Wenn ich meine schönsten Lieder von Schubert und Mendelssohn sang, schnarchte er so laut, daß die ganze Gesellschaft erschrocken auffuhr. Nur ein Fleck in meinen Kleidern, ein Stäubchen auf meinen Möbeln konnte ihn aus seiner gewohnten Ruhe aufbringen und ihn ganz unglücklich machen. Eines Tages fand ich ihn in meinem Salon, wie er mit Bürsten unter den Füßen gleich einem Besessenen hin und her fuhr, um den getäfelten Boden zu glätten, da der Bohnerer ihm nicht genügte, und dabei lief ihm der Schweiß von der gerötheten Stirn. O! es war eine zu komische Figur!"

Von ihrer unwiderstehlichen Heiterkeit angesteckt, brach auch Paul in ein schallendes Gelächter aus, obgleich er bald wieder seinen früheren Ernst zeigte.

„Und dann," fuhr sie in demselben frivolen Tone fort, „war Frank ein ausgemachter Gourmand und wurde täglich dicker und unförmlicher. Als ich ihn

kennen lernte, hatte er eine schlanke Taille und eine ganz passable Figur; mit der Zeit war er ein wahrer Falstaff geworden. Eine solche Umwandlung ist an und für sich schon ein Scheidungsgrund. Man nimmt doch nur einen Mann unter der Voraussetzung, daß er uns immer gefallen werde, und unter der Hand verwandelt sich der schöne Adonis in ein plumpes Ungeheuer. Ich erinnere mich, in einem naturwissenschaftlichen Buche einmal gelesen zu haben, daß jeder Mensch ungefähr in sieben Jahren eine völlig neue Konstitution erhält, so daß von dem alten Adam auch nicht ein Atom übrig bleibt. Ist es nicht unter solchen Umständen eine vermessene Thorheit und ein schreiendes Unrecht, sich auf ewig zu binden und einem Manne bis an sein Lebensende anzugehören? Die Natur ist einem ewigen Wechsel unterworfen, die Jahreszeiten kommen und gehen, die Menschen werden alt und häßlich, nur das wandelbare Herz soll beständig bleiben und einen augenblicklichen Irrthum mit ewiger Reue büßen."

„Und was willst Du an die Stelle der von Dir verworfenen Ehe setzen?"

„Die Liebe," rief sie mit leuchtenden Blicken, „die freie Liebe, welche keine Schranken, kein Gesetz erkennt! Sie läßt sich nicht binden, nicht erkaufen, sie giebt sich

rückhaltslos und ohne Berechnung dem Geliebten hin, wie ich mich Dir ergeben habe. Was kümmert mich die Welt mit ihren thörichten Satzungen, ihrem langweiligen Geschwätz? Hoch wie die Götter des Olymp thronen wir auf goldenen Höhen, schauen wir herab auf das niedere Treiben der Sterblichen und genießen im flüchtigen Augenblick die ganze Ewigkeit!"

Wie von einem bacchantischen Taumel ergriffen sprang sie plötzlich von dem Divan auf und ergriff das gefüllte Glas, indem sie mit wunderbarer Gluth das schöne Trinklied des Orsino aus Donizetti's „Lucretia Borgia" anstimmte. Immer herrlicher entfaltete sich ihre kräftige und weiche Altstimme, die ihren früheren metallischen Silberklang wiedergewonnen zu haben schien, immer lebendiger und dramatischer wurden ihre Bewegungen und das Spiel, womit sie den Gesang begleitete; ihre Augen glänzten in wilder Lust, über das bleiche Gesicht zuckten die Flammen der Begeisterung, bacchantisch flatterten die losgelösten schwarzen Locken um die weißen Schultern, ihr ganzes Wesen schien verwandelt und gehoben. Unwillkürlich erlag Paul von Neuem dem Zauber ihrer genialen Erscheinung, so daß er den ursprünglichen Vorsatz vergaß, weßhalb er zu so später Stunde sie noch aufgesucht hatte.

„Wunderbar!“ rief er entzückt, als sie mit einer schmetternden Cadence ihren Gesang endete und zugleich das Glas mit einem Zuge im Geiste ihrer Rolle leerte. „Weißt Du auch, daß Du eine große Künstlerin bist?“

„Ich weiß wenigstens,“ entgegnete sie lächelnd, „daß ich nichts verlernt habe und noch immer, wenn ich will, ein Engagement an der Oper finden kann. Ich habe sogar bereits einige annehmbare Anerbietungen erhalten, die ich jedoch vor der Hand zurückgewiesen, da ich erst meine alten Rollen wieder durchgehen und neue Studien machen muß, bevor ich wieder auftrete; Du kannst daher wegen meiner Zukunft ganz unbesorgt sein. Anch' io sono pittore. Ich fühl' ein Sehnen nach Unsterblichkeit, wie Shakespeare's Cleopatra in ihrer großen Todesstunde.

Den Mantel gieb, setz' mir die Krone auf,
Ich fühl' ein Sehnen nach Unsterblichkeit!
Nun netzt kein Traubensaft die Lippe mehr.
Rasch, gute Iras! Schnell! Mich dünkt, ich höre
Antonius' Ruf, ich seh' ihn sich erheben,
Mein edles Thun zu preisen; er verspottet
Des Cäsar Glück, das Zeus nur als Entschuld'gung
Zukünft'gen Zorns verleiht. Gemahl, ich komme.
Jetzt schafft mein Muth ein Recht mir zu dem Titel!
Ganz Feu'r und Luft, geb' ich dem niedern Leben
Die andern Elemente. Seid ihr fertig,
So kommt, nehmt meiner Lippen letzte Wärme,

Leb' wohl, Du gute Charmica, Du liebste Iras!
Ein langes Lebewohl!
Hab' ich die Nattern auf der Lippe? Fällst Du?
Kann sich Natur so freundlich von Dir trennen,
So trifft der Tod wie Händedruck des Liebsten
Schmerzlich und doch ersehnt. Liegst Du so still?
Wenn Du so hinscheidest, meldest Du der Welt,
Sie sei nicht werth des Abschieds."

Wähend die Sängerin die Verse des unsterblichen Dichters rezitirte, schien ihre Gestalt sichtlich zu wachsen, ihre überaus bewegliche Physiognomie nahm einen idealen, majestätischen Ausdruck an, ein übernatürlicher Glanz strahlte von der weißen Stirn, und leüchtete aus den dunklen Augen. Mit hinreißender Wahrheit malte sie das Nahen des Todes, die Agonie der königlichen Sünderin, welche sich im letzten Todeskampf zu einer nie geahnten Höhe und Würde emporschwingt und ein Leben voll schwerer Verirrungen durch ihre Größe in der Todesstunde zu versöhnen weiß.

Es war in der That ein ergreifendes und bewunderungswürdiges Schauspiel, wobei sich Dichtung und Wahrheit, Phantasie und Wirklichkeit zu unbeschreiblicher Wirkung verbanden, so daß der Künstler das Ideal seiner Cleopatra verkörpert zu erblicken glaubte. Die Illusion wurde noch gesteigert durch den plötzlichen Eintritt des schon den ganzen Tag drohenden Gewitters,

welches sich jetzt mit dröhnendem Donner und zuckenden Blitzen über Lindensee entlud, die seltsame Scene mit seinen dumpfen Schlägen und Flammen begleitend. Ein kalter Schauer erfaßte den Maler, als die schöne Frau im Geiste ihrer Rolle mit geschlossenen Augen starr und leblos in seine Arme sank, während Leichenblässe das schmerzlich verzogene Gesicht bedeckte. Von einer unerklärlichen Angst erfüllt, rief er sie laut bei ihrem Namen, gab er ihr die süßesten Schmeichelworte, bat und beschwor er sie, der peinlichen Scene doch ein Ende zu machen. Unwillkürlich näherten sich seine Lippen dem schwellenden Mund, als wollte er mit seinen heißen Küssen ihr ein neues Leben einflößen und sie aus ihrer künstlerischen Ohnmacht wecken. Unter seinen Liebkosungen schien sie endlich wie aus tiefem Traume zu erwachen; ihre Wangen rötheten sich wieder und die erloschene Glut loderte mit verdoppeltem Glanz in den dunklen dämonischen Augen.

„Du liebst mich, liebst mich noch!" jubelte sie laut, indem sie ihn stürmisch an den wogenden Busen preßte.

Er hatte nicht den Muth, in diesem Augenblick ihren Wahn zu zerstören und die bisher vermiedene Erklärung herbeizuführen, da er mit Recht ihre unheimliche Aufregung nicht noch höher steigern und eine unter diesen

Umständen doppelt peinliche Scene sich und ihr ersparen wollte. Ruhig duldete er ihre stürmischen Liebkosungen, ließ er es geschehen, daß sie ihn mit der ganzen Glut ihrer neuerwachten Leidenschaft umschlang und zu sich niederzog, während der strömende Regen an die geschlossenen Glasthüren des Balkons schlug und ihr einen neuen Vorwand lieh, ihn in ihren Armen zurückzuhalten.

III.

Das Gewitter hatte ausgetobt, am klaren blauen Himmel leuchtete die goldene Morgensonne und vergoldete mit ihren Strahlen die Spitzen der Berge, die rothen Dächer und den grünen See. Trotz Vorhänge und Jalousieen drang ihr heller Schein durch die Fenster und weckte die Schläfer, welche dem lauten Gezwitscher der Vögelschaar noch ihr Ohr verschlossen hatten. Auch Clara war erwacht, aber vergebens lockten draußen die lustigen Sänger, dufteten die erfrischten Matten, rauschten die Bäume, im Morgenwind die grünen Häupter schüttelnd, daß die Regentropfen wie blitzende

Demanten zur Erde fielen. Gegen ihre sonstige Gewohnheit lag sie mit halb geschlossenen Augen, das blonde Haupt auf den weißen Arm gestützt, in ein tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich fuhr sie empor, als wollte sie sich gewaltsam ihren Träumen entreißen, indem sie mit der Hand mechanisch über die Stirn fuhr, wie um die lästigen Gedanken zu verscheuchen. Während sie sich anzog, warf sie einen flüchtigen Blick in den Spiegel; sie kam sich blaß vor und fühlte sich angegriffen. Von Neuem verfiel sie in ihr früheres Nachsinnen, so daß sie darüber fast ihre Toilette vergaß und die Hände schlaff in den Schooß sinken ließ, wie von einer inneren Müdigkeit überwältigt. Vor ihrer Seele stand ein Bild, das sie nicht mehr verlassen wollte, das Bild der schönen verführerischen Frau auf dem Balkon, ihr Aufschreien, die Verlegenheit des Künstlers, die ganze peinliche und befremdende Scene ihres gestrigen Abenteuers. Ein Schauer schien sie zu erfassen, als stünde sie an einem dunklen Abgrund, von unwiderstehlichem Schwindel ergriffen.

„Ich will nicht mehr daran denken," sagte sie mit dem alten Stolz und mit der wiedererwachten Energie. „Wenn ich ihn sehe, werde ich ihn nicht kennen."

Ruhig und mit fester Hand beendete sie jetzt ihren Anzug, um sich zu ihrer Tante zu begeben, welche bereits sie am Frühstückstische erwartete. Zu jeder anderen Zeit wäre vielleicht die verwöhnte Staatsräthin über einen solchen Verstoß gegen Sitte und Respect außer sich gerathen, aber sie hatte heute einmal zur Abwechslung ihren guten Tag, wo sie ebenso liebenswürdig als sonst unangenehm sein konnte. Die neue Umgebung, die frischen Eindrücke der Reise, der heitere Morgen und vor Allem die Gegenwart ihres einzigen, von ihr verzogenen Sohnes übten den günstigsten Einfluß auf das reizbare Nervensystem der kränkelnden Dame.

An ihrer Seite saß der Legationssekretär in eleganter Morgentoilette, das blonde Haar sorgfältig gescheitelt und toupirt, wie es die Mode des Tages forderte. Das feine Gesicht zeigte jene regelmäßig banale Schönheit, welche mehr auf den ersten Blick besticht, als auf die Länge fesseln kann; die Züge nicht ohne geistigen Ausdruck, nur etwas verschwommen und abgespannt. Ein aufmerksamer Beobachter hätte in den mehr glänzenden als tiefen Augen und an dem sinnlich geformten Mund vielleicht ein Gemisch von Leichtsinn und Genußsucht entdeckt. Die verschwommene Gesichtsphysiognomie schien sich im Charakter, oder vielmehr dieser in jener ab=

zuspiegeln; neben einer gewissen Bonhomie eine tüchtige Dosis von berechnendem Egoismus, vorwiegender Verstand mit Sentimentalität gepaart, welche nicht selten bei Verstandesmenschen die Stelle des wahren Gefühls ersetzt, Schwäche und Mangel an Grundsätzen durch eine oberflächliche Liebenswürdigkeit verhüllt und selbst mit einem Anstrich von Gutmüthigkeit platirt, hinter der sich die vorherrschende Selbstsucht barg. In diesem Augenblick, wo er seiner Mutter gegenüber saß, entwickelte er eine überschwängliche Zärtlichkeit, die nicht ganz frei von jeder Berechnung war. Seine Schmeicheleien über das gute Aussehen und die geschmackvolle Toilette der Staatsräthin glichen mehr den Galanterieen eines Liebhabers, als den Aeußerungen kindlicher Liebe, fanden aber darum um so größere Anerkennung, da die frühere Weltdame trotz Alter und Kränklichkeit nicht unempfänglich für derartige Huldigungen blieb.

„Ja, ja, liebe Mama," sagte der Legationssekretär, „Du hast Dich merkwürdig conservirt und bist noch immer die interessanteste Frau meiner Bekanntschaft."

„Geh', geh'," entgegnete sie mit kokettem Lächeln, „Du bist ein Schmeichler und machst Dich über Deine Mutter lustig."

„Ich gebe Dir mein Wort, daß Du Dich, seitdem wir uns zum letzten Mal gesehen, verjüngt hast. Dein Teint ist so frisch, Dein Auge so lebhaft, daß man vollkommen Dein Alter vergißt. Ich glaube, daß es Dir noch wie Ninon Lenclos passiren kann, daß sich Dein eigener Sohn in Dich verliebt."

„Du bist ein Thor," schalt sie freundlich, „und willst mich selbst zur Närrin machen. Aber ich durchschaue Dich und will eine Wette eingehen, daß Du wieder einmal einen dummen Streich zu beichten hast. Gewiß soll ich neue Schulden für Dich bezahlen."

„Ich bewundere Deinen Scharfblick und beuge mich vor Deinem Geist, dem nichts verborgen bleibt."

„Leon, wann wirst Du einmal vernünftig werden?"

„Du glaubst gar nicht, wie kostspielig das Leben in unsern diplomatischen Kreisen ist. Mein Gesandter verlangt, daß ich ihm Ehre mache. Man muß sich überall sehen lassen, repräsentiren, Assembleen und Hoffeste besuchen, im Theater seine Loge halten, täglich einige Louisd'or mit Anstand im Spiel verlieren. Meine Stellung verlangt diese Ausgaben und ich kann mich ihnen, selbst wenn ich noch so sparsam lebe, nicht entziehen, ohne mir zu vergeben."

„Leider!“ seufzte die Staatsräthin. „Auch bin ich gern zu jedem Opfer bereit, aber meine Mittel dürften auf die Länge der Zeit kaum noch ausreichen. Du weißt, daß Dein Vater mir kein allzugroßes Kapital hinterlassen hat, daß die Zinsen und meine Pension zusammengenommen höchstens einige tausend Thaler betragen und ich mir Deinetwegen schon manche Beschränkungen auferlegen muß. Ich frage Dich, was daraus werden soll? Verlangst Du, daß ich auf meine alten Tage und bei meinen Leiden darben soll?“

„Gewiß nicht, geliebte Mama! Der Gedanke wäre mir unerträglich, und lieber würde ich meine Carrière aufgeben und nach Amerika gehen, wo ich zur Noth als Marqueur oder Steinklopfer unbeschadet meiner Abkunft mich ernähren kann.“

„Leon!“ schrie die Staatsräthin entsetzt, „das könntest Du Deiner armen Mutter anthun? Du willst mich tödten!“

„Was bleibt mir übrig?“ fragte er, die beabsichtigte Wirkung seiner keineswegs ernstlichen Drohung abwartend.

„Ich will ja gern Alles thun, was in meinen Kräften steht, und auch diesmal Deine Schulden bezahlen, nur sprich mir nicht mehr von dem abscheulichen

Amerika, dessen Erwähnung mich ganz nervös macht. Wer wird denn gleich an das Aergste denken? Ein junger Mann wie Du, mit Deinem Aeußern, Deinem Namen, Deiner Stellung, ist nicht verloren. Du brauchst nur zuzugreifen und alle Verlegenheiten haben ein Ende."

„Mit dürren Worten, ich soll heirathen."

„Eine reiche Partie würde Dir die Mittel zu einem standesgemäßen Auftreten gewähren und Dich in Deiner Carrière schneller vorwärts bringen."

„Immer das alte Lied mit neuen Variationen. Offen gestanden, ich fühle keinen Beruf für die Ehe und ich fürchte, daß ich kein besonders exemplarischer Gatte sein werde. Mir graut vor jeder Beschränkung, und die Erfahrungen meiner Freunde, die in Hymens Fesseln schmachten, machen mich eben nicht begierig, ihrem Beispiele zu folgen und in den unglücklichen Orden vom Hauskreuz zu treten."

„Du stellst Dir die Ehe schlimmer vor, als sie in Wirklichkeit ist. Viel thut die Macht der Gewohnheit, und mit der Zeit lernt man sich gegenseitig fügen und accomodirt sich in einander. Du selbst bist über die Jahre der Schwärmerei hinaus, und kennst nur zu gut den Werth eines gesicherten Besitzes. Eine kluge Frau

mit einem hinreichenden Vermögen erscheint mir gerade in Deiner Stellung unentbehrlich und würde Deinen Interessen von größtem Nutzen sein. Dazu kommt noch der Reiz einer comfortablen Häuslichkeit, eine sorgenlose Zukunft und die Aussicht auf das Alter, wo man der Pflege und Gesellschaft einer treuen Freundin doppelt bedarf."

„Gesprochen wie der weise Salomon! Du machst mir ordentlich Lust, mich Hals über Kopf zu verheirathen. Nur fehlt mir noch die Hauptsache, ein Mädchen, das alle meine Ansprüche erfüllt: schön, liebenswürdig, geistreich und besonders mit dem unentbehrlichen Vermögen. Solch' ein Schatz wird schwer zu finden sein."

„Weit leichter als Du glaubst. Du brauchst nur darnach die Hand auszustrecken."

„Du machst mich in der That neugierig."

„Deine Cousine Clara."

„Die Männerfeindin!" entgegnete er überrascht. „Ich fürchte, daß sie Deine Pläne rasch zerstören wird."

„Darüber kannst Du ohne Sorge sein. Ich kenne sie genau und weiß, daß sie keineswegs so unempfindlich ist, wie sie der Welt erscheint. Ihre Ehescheu sitzt nicht in ihrem Herzen, sondern nur im Kopf. Wie gefällt Dir mir mein Vorschlag?"

„Er läßt sich hören. Sie hat sich wunderbar entwickelt und erscheint mir eben so interessant wie bedeutend; selbst ihre Sprödigkeit macht sie nur begehrenswerther."

„Clara besitzt in der That alle Eigenschaften um einen Mann glücklich zu machen. Was meinst Du?"

„Ein solcher Schritt bedarf der Ueberlegung."

„Ich begreife nicht, wie Du noch zögern kannst, wenn Du nicht durch ein anderes Verhältniß bereits gebunden bist," versetzte die Staatsräthin mißtrauisch.

„Wie kannst Du nur denken," erwiderte der Legationssekretär lächelnd und seine Befangenheit geschickt verbergend. „Mein Herz ist frei wie der Vogel in der Luft."

„Um so besser," sagte sie beruhigt. „Eine leichte Liaison verzeih' ich jedem jungen Mann, wenn er sie nur zur rechten Zeit und ohne Aufsehen zu lösen weiß. Aber Du scheinst mir zerstreut, woran denkst Du denn?"

„Weniger an mich, als an meine spröde Cousine, deren Eroberung mir keineswegs so leicht erscheint, wie Du glaubst."

„Du mußt Dich nur nicht beim ersten Anlauf zurückschrecken lassen, und ich verbürge mich für den

Erfolg. Ich selbst werde Dir zur Seite stehen und vor Allem das Terrain für Dich sondiren. Was thut nicht eine zärtliche Mutter für ihren geliebten Sohn?"

„Du bist zu gütig und ich will mich ganz Deiner Führung überlassen," entgegnete der Legationssekretär, ihre Hand an seine Lippen drückend, um seine kaum mehr zu bewältigende Verlegenheit zu verbergen.

Zur rechten Zeit machte der Eintritt Clara's dem verfänglichen Gespräch ein Ende. Sie entschuldigte ihr spätes Kommen mit ihrer gestrigen Ermüdung und sprach zugleich ihre Bewunderung über das frische Aussehen ihrer Tante aus.

„Das darf Dich nicht Wunder nehmen," entgegnete die Staatsräthin. „Das Wiedersehen mit Leon nach so langer Trennung hat mich neu belebt. Er ist der beste, der zärtlichste Sohn auf der ganzen Welt."

„Du beschämst mich, geliebte Mama! Ich bedauere nur, daß es mir nie vergönnt ist, Dir meine Liebe zu beweisen. Oft quält mich der Gedanke, Dich so fern, allein und schutzlos zu wissen."

„Der Himmel hat mir eine Tochter gegeben," sagte die Staatsräthin, indem sie Clara ihre linke und dem Legationssekretär gerührt die rechte Hand reichte. „Ihr

seid Beide meine Kinder, mein Herz wenigstens macht keinen Unterschied zwischen Euch."

„Es fragt sich nur," sagte der gute Sohn, die Absicht der lebensklugen Mutter schnell erfassend, „ob Clara mich zum Bruder annehmen will."

„Ich habe mir stets einen Bruder gewünscht," entgegnete sie unbefangen, „und meine Freundinnen stets darum beneidet."

„Ou peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille!" rief die Staatsräthin, indem sie mit ihrem Sohn einen Blick des Einverständnisses wechselte.

Der Legationssekretär ließ ihren Wink nicht unbeachtet und fand sich bald in seine brüderliche Rolle mit einer Virtuosität, welche Clara über seine wahren Absichten vollkommen täuschte. Ahnungslos überließ sie sich einer verwandtschaftlichen Vertraulichkeit, die sie schon allzu lange entbehrt hatte. Leon entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, zu Gebote stand. Er erzählte von seinem Aufenthalte in der Residenz, von den Hofkreisen, interessante Anekdoten und Abenteuer aus der diplomatischen Welt, in der er vollkommen zu Hause war. Seine Unterhaltung war leicht und pikant, obgleich oberflächlich und ohne tieferen Gehalt. Sie irrte von einem Gegenstand zum andern,

ohne ihn zu erschöpfen. Die Staatsräthin hörte ihm mit mütterlicher Bewunderung zu, während Clara sich gern von ihm zerstreuen und von ihren immer wiederkehrenden Gedanken abziehen ließ. Zuweilen jedoch versank sie in ihre frühreren Träume, die sie vergebens zu verscheuchen suchte.

„Apropos," unterbrach die Staatsräthin seine Mittheilungen, „ich wollte Dich schon längst fragen, ob Du etwas Näheres über unsern gestrigen Reisegefährten weißt, den Du ja zu kennen scheinst?"

„O nur ganz oberflächlich und per Renommée," entgegnete der Legationssekretär ausweichend.

„Ein charmanter Gesellschafter, ein bedeutendes Talent, dieser Herr Ewald. Seine Bilder haben auf der letzten Ausstellung Aufsehen gemacht. Nicht wahr, liebe Clara?" fragte die Staatsräthin.

„Ich erinnere mich," versetzte diese zerstreut.

„Außerdem bin ich ihm zu großem Dank verpflichtet, da wir ohne seine Dazwischenkunft nicht so schnell befördert worden wären."

„Er hat eine Ritterpflicht gegen schutzlose Damen geübt, was jeder Gentleman an seiner Stelle ebenfalls gethan hätte. Im Uebrigen wünsche ich nicht, daß Du ihn wieder siehst, schon um Clara's willen."

„Um meinetwillen?“ fragte sie leicht erröthend. „Ich weiß nicht, was dieser Mann mit mir zu schaffen hat?“

„Ich bitte meine schöne Schwester um Verzeihung, aber als Bruder habe ich das Recht, sie vor diesem Menschen zu warnen. Herr Ewald ist nach Allem, was ich von ihm weiß und erfahren habe, kein geeigneter Umgang für eine junge Dame der höhern Gesellschaft.“

„Mein Gott!“ rief die Staatsräthin, „was hat er denn verbrochen?“

„Ein Verbrecher ist er gerade nicht, aber er gilt in der ganzen Residenz für einen galanten Abenteurer und stadtbekannten Roué.“

„Diese Künstler sind immer extravagante Menschen,“ entgegnete die Staatsräthin entschuldigend, „man muß mit ihnen Nachsicht haben und dem Genie Vieles verzeihen.“

„Aber Herr Ewald mißbraucht dieses Privilegium in unerlaubtem Maaße. Du weißt, daß ich keineswegs ein strenger Sittenrichter bin, doch man darf nie die äußern Dehors verletzen und Veranlassung zu öffentlichem Scandal geben. Diese Rücksicht ist man sich und der Gesellschaft schuldig.“

„Ganz meine Ansicht, und ich freue mich, daß Du so vortreffliche Grundsätze hast. Aber ich möchte doch gar zu gern wissen, was dieser Mensch gethan hat?“

„Ein anderes Mal, liebe Mama, bin ich gern bereit, Deine Neugierde zu befriedigen. Du kannst doch nicht verlangen, daß ich in Clara's Gegenwart —“

„O!“ entgegnete diese gereizt, „ich will diese interessanten Mittheilungen nicht stören und werde mich entfernen, da ich noch mehrere Briefe zu schreiben habe. Genire Dich nicht. Ohnehin würde ich ja doch nur erfahren, was ich schon längst weiß, daß es keinen Mann auf Erden giebt, den ein Weib noch achten kann.“

In sichtlicher Aufregung, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen verließ sie hastig das Zimmer, ehe sie der Legationssekretär daran hindern konnte, der ihr verwundert nachblickte. „Hm,“ sagte er, „das sieht bedenklich aus. Nach meiner Erfahrung möchte ich fast annehmen, daß sich meine schöne Cousine nur zu sehr für diesen Herrn Ewald interessirt, diese Heftigkeit kommt mir verdächtig vor.“

„Um so mehr hast Du Grund, Dich ihrer zu versichern. Du mußt den Augenblick benützen, der mir günstiger als je erscheint. Ihr Stolz ist verwundet

und wird ihm nie verzeihen. Der Maler hat Dir vorgearbeitet und Dir den Weg geebnet. Ist einmal Bresche geschossen, dann kann man leicht die Festung überrumpeln. Nur mußt Du klug und vorsichtig sein, vor allen Dingen darf Clara nichts von Deinen Absichten merken. Der leiseste Verdacht würde ihr Mißtrauen wecken und alle unsere Pläne vereiteln.“

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick schrieb die lebenskluge Frau ihrem Sohne sein Benehmen vor, wobei sie eine genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und eine Fülle eigener Erfahrungen fast absichtslos verrieth, während der Legationssekretär eine große Aufmerksamkeit für ihre machiavellistischen Rathschläge heuchelte, wodurch sie sich über seine wahre Gesinnung täuschen ließ.

Vollkommen beruhigt entließ sie ihren Sohn, welcher eiligst den Weg nach der nahen Post einschlug, um die für ihn angekommenen Briefe selbst in Empfang zu nehmen. An dem Schalter des Bureaus fand er den Maler vor, der in gleicher Absicht gekommen war. Beide begrüßten sich höflich, indem sie einige flüchtige Worte wechselten, während der geschäftige Beamte ihnen die gewünschten Briefe verabfolgte. In der Eile oder Zerstreutheit, womit dieser sein Amt verwaltete, fand

eine kleine Verwechslung statt, so daß Ewald ein für den Legationssekretär bestimmtes Schreiben erhielt. Bald jedoch gewahrte der Maler diesen Irrthum, als er einen Blick auf die zierliche, von einer Damenhand geschriebene Adresse warf. Die Schrift der Absenderin mußte ihm jedoch bekannt vorkommen und erregte seine Neugierde. Ein plötzlicher Verdacht erfaßte ihn, aber er hatte kein Recht, den an einen Fremden gerichteten Brief zu erbrechen, so sehr er sich auch dazu versucht fand und obgleich er es unbemerkt thun konnte, da der Legationssekretär sich bereits entfernt und den Weg nach seinem Hotel eingeschlagen hatte.

Wie höllisches Feuer brannte der Brief in den Händen des Malers, aber er widerstand der Versuchung und beschleunigte seine Schritte, um den Eigenthümer einzuholen, innerlich schwankend, ob er eine Erklärung, zu der er sich berechtigt hielt, von ihm fordern sollte. Während er noch mit sich kämpfte, hatte er den Diplomaten eingeholt.

„Dieser Brief," sagte Paul in aufgeregtem Tone, „ist an Sie gerichtet."

„Ich danke Ihnen," sagte der Legationssekretär, indem er hastig und mit sichtlicher Verlegenheit seine Hand

nach dem Schreiben ausstreckte, um es schnell in die Tasche seines Rockes zu verbergen.

Sein Erröthen und seine Befangenheit stärkten Paul's Verdacht, dennoch mußte er auf die gewünschte Auskunft verzichten, da der Diplomat, schnell gefaßt, die Gelegenheit wahrnahm, um sich von ihm zu verabschieden, noch ehe er zu einem festen Entschlusse gelangen konnte. Mit mißtrauischen Blicken verfolgte ihn der Künstler, dem er nur zu schnell entschwunden war.

„Ich kann mich getäuscht haben." sagte er zu seiner eigenen Beruhigung. „Eine Handschrift sieht zuweilen der andern ähnlich. Was hätte auch meine Schwester mit diesem Legationssekretär zu schaffen. Sie ist noch ein halbes Kind und unter sicherer Obhut. Indeß ich will und muß mir Gewißheit zu verschaffen suchen und sogleich an Martha schreiben. Die Sache macht mich unruhig und kommt mir doch bedenklich vor."

IV.

Am entgegengesetzten Seeufer lagen die Ruinen des ehemaligen Cisterzienserklosters St. Theobald, gegenwärtig

ein belebter Ausflugsort für die Badegäste aus dem nahen Lindensee. Die Zeit hatte den stattlichen Bau zerstört, die Mauern zum Theil zertrümmert, das Dach zerfallen lassen, den Kirchthurm zerbröckelt, trotzdem umschwebte die alte Ruine ein wunderbarer Duft bezaubernder Romantik. Ueber die leeren Zellen und einsamen Hallen hatte die Natur verführerisch ihre Hand gebreitet und das Werk der Zerstörung mit holder Anmuth überkleidet, die grauen Wände mit grünem Epheu tapezirt, den zerbrochenen Estrich durch einen Blumentisch ersetzt und statt der schwer lastenden Steinwölbung die blaue Himmelsdecke mit goldenen und purpurrothen Wolkenfresken darüber ausgespannt.

In der zerfallenen Basilika mit geborstenen Säulen und umgestürzten Kapitälen sangen die Vögel ihre Frühmesse mit lieblicher Stimme, und im Refektorium, wo sonst die Mönche tafelten, weideten jetzt übermüthige Ziegen mit gleichem Appetit. Aus den Nischen der Heiligenbilder sproßten junge Birken und weißer Schlehdorn, und wo am Hochaltar die gelben Wachslichter auf vergoldeten Leuchtern flammten und das Glöcklein des Ministranten zur Andacht lud, brannten jetzt die duftigen Königskerzen, läuteten die blauen Glockenblumen im Abendwind.

Im hohen Grase gebettet ruhten hier die steinernen Figuren eines tapfern Ritters oder frommen Abtes, als wenn sie eingeschlafen wären und noch von den alten Zeiten träumten. Meist herrschte in diesen Trümmern ein tiefer Frieden, eine süße, träumerische Melancholie, zumal wenn die Schatten der Dämmerung sich von den nahen Bergen senkten, oder über den Felsen der bleiche Mond erschien und mit seinem Silberlicht die verlassenen Zellen und öden Hallen füllte.

Am Tage dagegen machte das Leben und die Gegenwart ihr Recht geltend und verscheuchte durch ihr lautes Treiben die wandelnden Schatten der Vergangenheit. Statt des Geisterchores der abgeschiedenen Mönche tobte der ausgelassene Schwarm fröhlicher Badegäste, junge und ältere Herren in Leibröcken und Paletots, schöne Damen in luftigen Sommerkleidern und mit Hüten von allen möglichen und unmöglichen Formen, die alten Ordensregeln verspottend, welche streng den Frauen den Eintritt in diese heiligen Räume verweigerten.

Eine solche übermüthige Gesellschaft hatte sich auch heute in den Ruinen von St. Theobald eingefunden, um dort im Angesicht einer untergegangenen Welt doppelt die Freuden des Daseins zu genießen. Gerade dieser Gegensatz und die Mahnung an die Vergänglich-

keit und Flüchtigkeit alles Irdischen mochte unbewußt die fröhliche Stimmung bis zur höchsten Ausgelassenheit gesteigert haben. Auf dem grünen Rasen gelagert schaarte sich die bunte Versammlung um die riesige Bowle, mit duftendem Maitrank bis zum Rande gefüllt. Die Stirn mit wildem Weinlaub, Epheu oder Feldblumen bekränzt, die Gesichter glühend vom Wein und Fröhlichkeit, die Glieder nachlässig hingestreckt im Grase, glichen diese Männer und Frauen einer Schaar schwärmender Bacchanten und Mänaden, welche ihre Mysterien in den Ruinen des alten verfallenen Klosters feierten.

Eigentliche Königin und Seele dieses Kreises war die schöne Sängerin, Paul's Cleopatra, oder wie sie wirklich mit ihrem Künstlernamen hieß, Leonore Fischer-Frank, mit von ihr beliebter Uebertragung in's Italienische Leonore Frankoni. Der verführerischen Frau hatten sich unwillkürlich alle sogenannten genialen, der bürgerlichen Ordnung und Philisterei spottenden Elemente der Badegesellschaft in Lindensee angeschlossen, meist lustige, herzensgute, nur etwas verkommene Gesellen, liebenswürdige, ein wenig anrüchige Frauen, herumvagobondirende Künstler, Sänger und Schauspielerinnen ohne Engagement oder auf Ferien, junge Schriftsteller und enthusiastische Theaterfreunde, ein unterhaltendes, liebens-

würdiges und geselliges Völkchen, das sich nur wenig um die Zukunft kümmerte, den flüchtigen Augenblick genoß und den sogenannten ehrbaren Gästen manchen Anstoß gab.

Als ein Typus dieser Art konnte vor Allen der dicke, gemüthliche Alte gelten, der mit unnachahmlicher Würde und Grazie das Amt eines Mundschenks versah. Den grauen Kopf mit Eichenlaub bekränzt, die Nase röthlich schimmernd von manchem frischen Trunk, glich er in seiner stattlichen Fülle dem alten, im seligen Rausch dahintaumelnden Silen. Unter dem Spitznamen Carlos bekannt, hatte er in früherer Zeit manchen Triumph als berühmter und beliebter Heldentenor gefeiert und, wie die Fama berichtet, durch seine prächtige Stimme und seine kräftige Figur besonders in der Damenwelt zahlreiche Eroberungen gemacht. Leider war die schonungslose Zeit nicht unbemerkt an ihm vorübergegangen. Das dunkle Haar hatte sich verfärbt, und die schönen, dichten Locken, einst sein Stolz, waren wie Herbstlaub von ihm abgefallen, so daß sein kahler Scheitel eine mehr ehrwürdige, als schöne Glatze aufzuweisen hatte. Das Feuer seiner dunklen Augen war erloschen, und sie schwammen jetzt in jener wässerigen Feuchtigkeit, die bei alten Lebemännern auf allzu reichliche Libationen

deutet. Dafür glänzte seine Nase wie Rubin und leuchtete wie Abendroth. Diese Nase war zu allen Zeiten und auch jetzt die Zielscheibe des Witzes für seine Freunde und Genossen.

„Carlos," scherzte ein junger Literat und Herausgeber eines humoristischen Blattes, „ich will Dir einen guten Rath geben, wie Du ohne Mühe alle Deine Schulden bezahlen kannst."

„Wer wird so dumm sein," entgegnete der alte Tenor, „und seine Schulden bezahlen? Damit verläppert man nur sein Geld, hat mir mein alter Direktor, der geistreiche Baron von Baerst, gesagt, unter dem ich in Breslau mit enormem Beifall aufgetreten bin."

„Aber Du kannst doch immer Geld brauchen, da Du zu allen Zeiten Ueberfluß an Mangel hast. Was meinst Du zu einer kleinen Revenue, die Du Dir verschaffen wirst, wenn Du meinen Vorschlag befolgst?"

„Nun laß hören, mein Junge, laß hören. Ich bin in der That etwas knapp bei Geld, und mein Beutel ist fast so inhaltsleer wie Dein Blatt, was gewiß viel sagen will."

Ein schallendes Gelächter belohnte den Witz des Alten und forderte jetzt den satyrischen Schriftsteller um

so mehr heraus, sich an seinem ihm ebenbürtigen Gegner zu rächen.

„Ich meine es wirklich gut mit Dir," sagte er mit erheuchelter Freundlichkeit, „deßhalb gebe ich Dir den Rath, Deine Nase einem Kupferschmied zu verkaufen oder eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung dieser unerschöpflichen Kupfermine zu bilden."

„Das habe ich auch gedacht," entgegnete lächelnd der alte Tenor. „Ich bin auch bei einem reichen Kupferschmied gewesen und habe ihm meine Nase zum Kauf angetragen. Aber denke Dir, was der Kerl mir darauf gesagt hat?"

„Nun, ich bin doch neugierig."

„Das müßte ein rechter Esel sein, der meine Nase für Kupfer hält."

Der Jubel der Gesellschaft wollte kein Ende nehmen, als Carlos seinen Gegner so kräftig abführte, daß dieser beschämt den ungleichen Wettkampf mit dem Alten aufgab.

„Bravissimo!" rief die Königin des Festes. „Mein alter Carlos hat in dem Turnier gesiegt und soll von mir festlich belohnt werden. Feierlich ernenne ich ihn hiermit zu unserem Oberhofmarschall und zum Großkreuz meines neu gestifteten Verdienstordens."

Mit diesen Worten löste die schöne Leonore eine Busenschleife ihres Kleides, die sie dem alten Tenor in das Knopfloch knüpfte, während er mit ritterlichem Anstande trotz seiner Schwerfälligkeit vor ihr niederkniete und galant die weißen Hände mit seinen schmunzelnden Lippen küßte.

„Es lebe unsere allergnädigste Herrin, Leonore die Unvergleichliche!“ rief er laut und die ganze Versammlung stimmte donnernd ein.

Immer toller wurde der Jubel, immer wilder die Ausgelassenheit, man scherzte und lachte, man trank und sang, bald einzeln, bald im Chore, daß die alten Mauern wiederhallten. Zuletzt ordnete sich die ganze Gesellschaft zu einer komischen Prozession durch die Hallen und Kreuzgänge des Klosters, den Umgang der Mönche mit übermüthiger Laune parodirend.

Voran schritt der lustige Alte als erwählter Abt, die bekränzte Bowle tragend und nach der Melodie der Litanei ein lustig Trinklied plärrend. An seiner Seite erschien die schöne Leonore als fromme Aebtissin. Ein dichter Schleier verhüllte die schwarzen Locken und die weiße Stirn, unter der die niedergeschlagenen Augen nur um so verführerischer und verlangender loderten.

Dem stattlichen Paare folgte der ausgelassene Schwarm von Wein und Liebe berauschter Männer und Frauen, bemüht, in ihrer Haltung und in ihrem Ton die Mönche und Nonnen nachzuahmen, mit gefalteten Händen und angenommener Frömmigkeit, die mit den schalkhaften, rosigen Gesichtern um so schärfer kontrastirte. Der alte Tenor intonirte mit kräftiger Stimme das bekannte Lied des Klosterbruders „Tuck" aus Marschner's „Templer und Jüdin": „Der Barfüßlermönch die Zelle verließ. Ora pro nobis!"

„Ora pro nobis!" wiederholte der wilde Chor, mit den Gläsern anklingend und das Glockengeläute ersetzend.

Während die Prozession in dieser Weise durch die Ruinen und Kreuzgänge des Klosters zog, hatte sich Paul, welcher bei der Partie nicht fehlen durfte, unbemerkt hinweggestohlen, angewidert von dem frivolen Treiben seiner Begleiter.

Seit einigen Tagen war mit ihm eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, sonst der Ausgelassenste der ausgelassenen Schaar floh er jetzt den wilden Reigen und den lauten Lärm, sich nach der tiefsten Stille und Einsamkeit sehnend.

Die Gesellschaft mit ihren übermüthigen Späßen ekelte ihn an und nur gezwungen folgte er der schönen Leonore, widerwillig sich dem alten Joche fügend. Er fand keinen Berührungspunkt mehr mit diesen leichten Gesellen und koketten Frauen, deren Witz und lustige Laune er sich sonst gefallen ließ, obgleich er stets über ihnen gestanden hatte.

Ein Bild reinster Jungfräulichkeit schwebte unabläßig vor seinen Augen und wollte ihn nicht mehr verlassen. Mitten in dem allgmeinen Taumel glaubte er die holde Erscheinung zu erblicken, welche ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach sich zog. Sie winkte ihm und wie im Traume irrte er auf ihren Spuren, bis er sich allein und einsam in der stillen, zerfallenen Basilika befand. Hier ließ er sich auf einem alten Grabstein nieder, ein Platz, wie geschaffen zur melancholischen Betrachtung, um Einkehr in sich selbst zu halten. Ein unaussprechlicher Friede umschwebte das zerfallene Heiligthum, das troß der Zerstörung einen Abglanz seiner alten erhabenen Schönheit sich bewahrt hatte. Wie verkörperte Gebete von frommen Lippen stiegen die schlanken Säulen zum Himmel empor, mit Engelsköpfchen und phantastischen Blumenarabesken geschmückt. Sein Künstlerauge ergänzte die zerbrochenen Kapitäle und bevölkerte den luftigen

Chor mit den Gestalten frommer Beter, welche ihre überirdischen Psalmen nur für ihn erschallen ließen. Die grauen Wände bekleideten sich mit buntem Farbenschmuck, mit den Bildern heiliger Männer und seliger Frauen, und von dem zerstörten Altar lächelte die heilige Jungfrau mit bekannten Zügen zu ihm nieder, schwebend auf ihrem Wolkenthron und mit einer lichten Glorie gekrönt.

Kein profaner Laut störte die geweihte Ruhe, nur im Grase zirpte die Grille, raschelte eine graue Eidechse, die mit klugen, glänzenden Augen den seltsamen Gast anstaunte. Weit hinter ihm lag die Welt mit ihren Täuschungen und Verirrungen, mit ihren Verlockungen und Kämpfen wie ein bedrückender Traum. Er selbst kam sich wie ein Einsiedler vor, der, den Menschen entflohen, in stiller Abgeschiedenheit sich selber wiederfindet.

So saß er da und träumte von einem neuen Leben, von einem Ideal, das sein ganzes Herz erfüllte, von einem bessern und schönern Sein, voll von großen Gedanken und heiligen Empfindungen. Sein ganzes bisheriges Treiben kam ihm so schaal und nichtig vor, und selbst seine Leistungen in der Kunst befriedigten ihn nicht länger. Nie zuvor hatte Paul so tief die

Nothwendigkeit eines sittlichen Mittelpunktes auch für den Künstler empfunden als in diesem Augenblick. Was war es, was die alten Meister so groß und unerreichbar machte, was ihren Schöpfungen den unsterblichen Ruhm und Werth verlieh? Einzig und allein der edle Gehalt ihres Charakters, die schrankenlose Hingebung an eine große Idee, sei es die Anbetung Gottes, die Begeisterung für das Vaterland oder die Liebe zu einem reinen Weibe, während der moderne Egoismus, durch die verschiedensten Interessen zersplittert und zerrissen, von Zweifel angefressen, den Glauben an die Göttlichkeit der Idee und Liebe verloren hat.

Eine tiefe Sehnsucht erfaßte ihn nach dem höchsten Ziel des Lebens und der Kunst, aber zugleich überkam ihn das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit und der Nothwendigkeit eines höhern Beistands, um sich wieder aufzuschwingen aus dem gähnenden Abgrund, der ihn zu verschlingen drohte. Jetzt erst erkannte er die Bedeutung des Erlösungswerkes, ahnte er das größte Mysterium des Himmels und der Erde, das sich zu allen Zeiten vollzieht und wiederholt, wo zwei Herzen für einander leben und sterben, Freud und Leid, Himmel und Hölle, Fluch und Segen, die geheimsten Gedanken, die verborgensten Schwingungen der Seele mit einander

theilen wollen, sich gegenseitig schützen und heben, helfen und trösten, hoch über dem andern Treiben der Welt, wie zwei Flammen auf einem Altar, wie zwei singende Schwäne in einer Melodie vereint, zum Himmel aufwärts steigen.

Mitten in dieser Sammlung und Erhebung des Gemüths klang plötzlich wie ein wilder Hohn der Lärm der tollen Schaar, welche sich auf ihrem Umzuge durch die Klosterräume der bis dahin verschonten Basilika näherte. Es war ihm unmöglich, jetzt in seiner geweihten Stimmung sich dem frivolen Treiben anzuschließen, oder im Weigerungsfalle die Neckereien der übermüthigen Gesellen zu ertragen. Am Wenigsten wollte er der schönen Leonore begegnen, welche ihn immer von Neuem in den Strudel der ihm verhaßten Zerstreuungen fortriß. Näher und näher schallte das Gelächter und das Toben des wilden Heeres, dem er zu entfliehen suchte. Eine zwar schadhafte, aber noch immer zugängliche Treppe führte aus der Basilika empor zu dem luftigen Glockenthurm, wo er keine fernere Störung zu befürchten hatte. In schnellem Anlauf erklomm er die schwindelnde Höhe, um ungestört mit sich allein zu sein.

Eine unerwarte Erscheinung fesselte seinen Blick; über das schützende Gitter gebeugt, das holde Haupt

sinnend auf den weißen Arm gestützt, sah er die stolze Clara an die steinerne Ballustrade gelehnt. Ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte unwillkürlich seinen Lippen und weckte auch sie aus ihren Träumen. Unwillkürlich wendete sie sich nach ihm und ihre Augen begegneten den seinigen. Nur die leise Röthe ihrer Wangen und ein kaum merkliches Zucken der Lippen verrieth ihre unwillkürliche Bewegung. Ruhig und kalt erwiederte sie seinen Gruß mit einem leichten Neigen ihres Kopfes, fern von jeder annähernden Vertraulichkeit, als hätte sie ihn nie gekannt. Schnell ihre anfängliche Verlegenheit bemeisternd, wollte sie, an ihm vorüberstreifend, sich entfernen, als er ihr durch eine Wendung den engen Treppenpfad vertrat.

„Es scheint,“ sagte er in vorwurfsvollem Ton, „als wollten Sie mich fliehen und mir ausweichen.“

„Ich werde erwartet,“ entgegnete sie entschuldigend. „Ein längeres Ausbleiben könnte meine Tante beunruhigen.“

„Seien Sie aufrichtig, mein Fräulein! Warum meiden Sie meine Gegenwart?“

„Was berechtigt Sie zu einer solchen Frage?“

„Die Verehrung, welche Sie mir eingeflößt, die

Achtung, die ich vor Ihrer Meinung, Ihrem Urtheil hege."

„Was kann Ihnen an meinem Urtheil gelegen sein. Unsere Bekanntschaft ist zu neu, zu flüchtig, um darauf ein besonderes Gewicht zu legen."

„So kurz auch unsere Bekanntschaft ist, so gibt sie mir doch wenigstens das Recht, die Wahrheit von Ihnen zu verlangen. Meine Ehre fordert eine Erklärung, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen."

„Und wenn ich eben jede Erklärung vermeiden will?"

„So werde ich Sie zwingen," entgegnete er, tief verletzt von ihrem Stolz.

„Das heißt, Sie wollen meine schutzlose Lage, die Situation, in der ich mich augenblicklich Ihnen gegenüber befinde, mißbrauchen," versetzte sie mit schneidendem Hohn. „Wohlan, ich bin bereit!"

„O fürchten Sie nichts, Sie sind vollkommen frei. Ich werde Sie nicht länger belästigen; aber vergessen Sie nicht, daß dieser Augenblick über Leben und Tod, über Fluch und Segen für immer entscheidet."

Es lag eine Wahrheit in diesem Aufschrei seiner Seele, daß Clara unwillkürlich erbebte und zusammenfuhr, um so mehr, da sie seine Drohung nur zu wört-

lich nahm. Um den engen Weg ihr frei zu lassen, war Paul dicht an den freien Rand des Thurmes getreten, so daß ihn nur ein Schritt von dem jähen Abgrund trennte. Unwillkürlich streckte sie ihre Hand ihm entgegen, um ihn vor dem unvermeidlichen Sturz zu bewahren.

„Nein, nein! Sie dürfen nicht sterben, Sie sollen nicht untergehen."

„Engel des Himmels, Du willst mich retten?" stammelte er leidenschaftlich, indem er ihre Hand mit seinen glühenden Küssen bedeckte, ohne daß sie ihm zu wehren wagte.

So standen hier Beide in trunkner Selbstvergessenheit, sprachlos, als fürchteten sie durch ein Wort den wunderbaren Zauber ihrer eigenthümlichen Lage zu zerstören. Hoch über dem niederen Treiben der Welt schwebten sie, zwei selige Geister, abgelöst von der Erde, dem Himmel nah. Zu ihren Füßen lag der blaue See still und ruhig; ein Bild des Friedens, breitete er sich in's entzückende Thal mit seinen grünen Auen und ruhigen Hütten aus, eingeschlossen und überragt von den hohen Bergen, den riesigen Wächtern dieses Paradieses. Die untergehende Sonne erhöhte noch die wunderbare Schönheit der Landschaft, ein goldner Licht-

strom ergoß sich allerwärts und verklärte die Natur mit überirdischem Glanz. Der alte Thurm schien in Flammen zu stehen, die weißen Säulen der Basilika glühten wie geschmolzenes Erz, über dem verfallenen Hochaltar strahlte die rothe Scheibe der Sonne gleich einer riesigen Monstranz von rosig angehauchten Wölkchen umgeben, die wie zahllose Engelsköpfe an dem blauen Himmel schwebten.

Es war, als ob die ganze Welt in Duft und Farbe sich auflösen, Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Berg und Thal mit einander verschmelzen und in einem seligen Kusse dahinsterben wollten.

In solchen seltenen Augenblicken kehrt auch der Mensch wieder zur Natur zurück, unterliegt er unbewußt dem geheimnißvollen Walten ihrer Kräfte, fühlt er sich befreit von all' den beengenden Schranken und den Banden der Alltäglichkeit. Das große Mysterium der Liebe und Schönheit, welches durch die ganze Schöpfung geht, offenbart sich auch an ihm und erfüllt ihn mit einer nie zuvor gekannten Seligkeit und Hingebung. Stumm mit gefalteten Händen, als betete sie, das Herz voll Liebe und Andacht, stand Clara neben dem Künstler auf dem einsamen Thurm, gleich einer Nachtwandlerin träumend auf schwindelnder Höhe.

Wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, schmiegte sie sich im Gefühl einer niegekannten Schwäche an den kräftigen Mann, zum ersten Mal das Bedürfniß einer Stütze empfindend. Eine unbeschreibliche Milde umschwebte das holde, reine Angesicht, und ihr Stolz schien für immer gebrochen.

Noch immer hielt seine Hand die ihrige fest umschlungen und seine Augen verkündigten ihr mehr, als es Worte vermögen, die höchste Verehrung und glühendste Leidenschaft, so daß sie an der Wahrheit seiner Liebe nicht länger zweifeln konnte.

So der Wirklichkeit entrückt, durchlebten Beide im flüchtigen Augenblick eine Ewigkeit, die nur zu schnell dahinschwand.

„Paul, Paul!" rief plötzlich die wohlbekannte Stimme der schönen Leonore, die den Freund bereits überall gesucht und nicht gefunden hatte.

„Paul, Paul!" wiederholte äffend und spottend das wilde Heer.

Bei dem ersten Ton erwachte Clara aus ihrem Traum; sie zitterte vor dem Gedanken, an der Seite des Künstlers hier gesehen zu werden, aber noch größer als ihre Furcht war ihr Abscheu vor jeder Berührung mit dieser Gesellschaft.

„Hören Sie," sagte sie mit einem Anflug früherer Bitterkeit, „Ihre Freunde rufen Sie."

„Was kümmert's mich?" fragte er, verwundert auffahrend.

„Sie müssen mich verlassen, gehen Sie!".

„Ich Sie verlassen?"

„Denken Sie an meinen Ruf, an meine Ehre."

„Fürchten Sie nichts! Den Ersten, der Sie nur mit einem Blick zu beleidigen wagt, erwürge ich mit meinen Händen."

„Nein, nein! Ich kann, ich darf Sie niemals wiedersehen."

„Clara!" schrie er in wilder Verzweiflung auf.

„Wenn Sie mich lieben, so eilen Sie. Ich bitte, ich beschwöre Sie. Vergessen Sie mich auf ewig!"

„Ewig?" murmelte er mechanisch, indem er die Widerstandslose in seine Arme schloß und einen glühenden Kuß auf ihre widerstrebenden Lippen drückte. „Leben Sie wohl, doch vergessen kann ich Sie nie!

Wie ein Trunkener schwankte er die Treppe nieder, während sie ihm mit feuchten Augen nachstarrte, bis er vor ihren Blicken in der Tiefe verschwand. Es war ihr, als ob sie einen Todten in sein Grab gesenkt hätte, als hätte sie ihn für immer verloren. Aus der Tiefe

klang zu ihr der Jubel empor, womit der wilde Schwarm den Wiedergefundenen begrüßte. Sie glaubte das Lachen der Hölle, das Triumphgeschrei der Dämonen um eine verlorne Seele zu vernehmen; ein kalter Schauer rann durch ihre Glieder und unsägliche Trauer erfüllte ihre Seele.

V.

Vor dem Thore der großherzoglichen Residenz lag rings umgeben von stattlichen Villen und Gärten ein niedriges, bescheidenes Häuschen, in welchem das alte Fräulein Martha Bergmann, eine entfernte Verwandte des Malers Ewald, wohnte. Der etwas strengen, aber durchaus ehrenwerthen Dame, die von einer kleinen Rente und ihrer Hände Arbeit lebte, hatte er bei seiner Abreise nach dem Süden seine einzige, von ihm innigst geliebte Schwester, Antonie, anvertraut, da die Eltern schon seit mehreren Jahren todt waren und ihm, dem älteren Bruder, die Sorge für das verwaiste Kind oblag.

Die kleine Antonie hatte sich während seiner Abwesenheit gleichsam über Nacht zu einer reizenden Jungfrau entwickelt, ohne daß Paul davon eine Ahnung zu haben schien. In seiner Erinnerung sah er sie noch immer als angehenden Backfisch mit langen, nur zu magern Gliedern und einem zwar vielversprechenden, aber noch unentwickelten Kindergesicht, in dem zwei schwärmerische blaue Augen eine nur zu früh hervorbrechende Gefühlsüberschwänglichkeit dem schärferen Beobachter verriethen.

Im Laufe eines einzigen Jahres war mit dem Kinde eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Plötzlich begann ein Sprossen, Blühen, Keimen und Wachsen, wie wenn der Frühling mit seinem linden, warmen Wehen die jungen Knospen sprengt. Die eckige Gestalt dehnte und streckte sich, eine liebliche Fülle verdrängte die frühere Magerkeit, daß die Kleider zu kurz und die Röckchen ihr zu eng wurden. Die schmalen, bleichen Wangen rundeten sich gleich der schwellenden Pfirsich im Sonnenschein, angehaucht von holder Röthe. In Blicken und Geberden kündigte sich die erwachte Psyche an, bald träumerisch, ahnungsvoll sinnend über das Räthsel des Lebens, bald jubelnd und jauchzend voll schalkhaften Muthwillens, ein Schmetterling, der sich

im goldenen Lichte labet und von Blume zu Blume fliegt, heute betrübt, morgen lachend, und Beides ohne Grund, wechselvoll und leicht bewegt wie die zitternde Welle im Mondenschein.

Aus dem Backfisch war ein schönes Mädchen geworden, und ihre Schönheit blieb nicht unbemerkt. Wenn sie mit ihrer Stickerei in der Laube saß, träumend über die Arbeit gebeugt, oder an der Seite des würdigen Fräulein Bergmann in die Kirche ging, folgten ihr anfänglich unbemerkt die Blicke eines jungen Mannes, der in ihrer nächsten Nähe wohnte und bequem von seinem geöffneten Fenster in das kleine Gärtchen niederschauen konnte.

Eines Tages sah sie zufällig zu dem benachbarten Hause empor, und ihre Augen entdeckten einen feinen Herrn, der mit seinem Opernglase astronomische Studien zu machen schien. Da man aber am Tage nicht Sternkunde zu treiben pflegt, so schloß sie mit der natürlichen Logik eines sechzehnjährigen Mädchens, daß sie selbst der Gegenstand seiner Himmelsstudien sein könnte.

Sie erröthete um so mehr, da er sie aus der Ferne höflich grüßte. Um nicht unhöflich zu sein, erwiederte sie seinen Gruß, wobei sie ein starkes Schlagen ihres

kleinen Herzens empfand, als hätte sie ein Unrecht begangen.

Die Erscheinung des Fräulein Bergmann mit dem ewig langen Strickstrumpf störte den jungen Astronomen gleich einer plötzlich aufziehenden Wolke in seinen ferneren Beobachtungen, die er vorläufig auf eine günstigere Zeit verschob. Das holde Kind arbeitete nur noch eifriger als sonst an ihrer Stickerei; merkwürdiger Weise mißrieth ihr aber heute die schöne Rose, so daß Fräulein Bergmann über ihre Zerstreutheit schalt und ihr eine ernste Strafpredigt mit verschiedenen Seitenhieben auf die Unbefangenheit und Verdorbenheit der heutigen Jugend hielt.

War es die Strafpredigt, die sich Antonie zu Herzen nahm, oder vielleicht ein anderer Grund, die Kleine schlief eben heute gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr unruhig, und wurde von allerlei Träumen gequält, so daß sie am nächsten Morgen über Kopfschmerz klagte.

Fräulein Bergmann spottete über die Verweichlichung der jetzigen Jugend und behauptete, daß sie nie Kopfschmerzen gehabt, als sie selbst noch im Flügelkleide ging. Da sie aber von Herzen so gut war, wie nur eine alte Jungfer gegen eine junge und schöne Mitschwester sein kann, so gestattete sie, daß Antonie zu

Hause bleiben durfte, obgleich es ein Sonntag war, wo sie stets die Predigt mit anhören mußte, so sehr sie sich auch dabei langweilen mochte.

Glücklich wie ein Schüler in seinen Ferien schlüpfte sie in den Garten, nachdem sie eine sorgfältigere Toilette als sonst gemacht hatte. Sie konnte sich heute gar nicht von ihrem Spiegel trennen und fand noch immer bald an ihrem Kopfputz, bald an ihrer Kleidung etwas auszusetzen; die Locken wollten sich nicht fügen und die Schleife an der seidenen Kravatte nicht gelingen; hier fehlte ein Band und dort ein Knöpfchen, obgleich ihre Schönheit keines Schmuckes bedurfte.

Endlich war sie zufrieden mit ihrem Aussehen, sie warf nur noch einen Blick auf das Glas und griff nach einem Buche, leider einem verbotenen, von ihrer einzigen Freundin Rosa ihr heimlich geliehenen Roman der „George Sand“, in dem sie jetzt ungestört zu schwelgen hoffte.

Mit dem Buche in der Hand saß sie anscheinend vertieft in der Laube, während ihre Gedanken zerstreut umherwanderten. Sie hatte sich fest vorgenommen, nicht aufzublicken, am wenigsten wollte sie nach einem gewissen Hause oder gar nach jenem Fenster sehen aber die widerspenstigen Augen gehorchten ihr nicht mehr

und sahen unwillkürlich in die Höhe, wie von einem Magnet angezogen.

Richtig! da stand der junge Astronom wieder und grüßte so artig, so artig, daß sie gar nicht anders konnte und ihn wieder grüßen mußte. Trotz der Entfernung glaubte sie sein Lächeln zu bemerken, ein feines, überaus liebenswürdiges Lächeln, das entschieden ansteckend war, denn auch sie lächelte unbewußt wieder.

Wahrscheinlich wollte der junge Astronom sich nur überzeugen, ob sie seinen Gruß nicht übel genommen hatte, denn plötzlich erschien er an dem Gartenzaun. Sie erschrak nicht wenig, als er sie anredete, indem er sich als ihren Nachbar förmlich vorstellte. Bald jedoch hatte sie ihre Angst überwunden, sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber sie antwortete ihm, anfangs schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen, dann allmälig immer dreister.

Er bat sie um Verzeihung, daß er sie im Lesen gestört, und sprach mit ihr über Literatur so schön und gebildet, daß sie die höchste Achtung vor seinem Geist und seiner Bildung empfand. Das konnte doch keine Sünde sein, wenn sie sich von einem jungen Mann über Literatur belehren ließ, um ihre Kenntnisse zu bereichern.

Er selbst besaß, wie er ihr mittheilte, eine kleine, auserlesene Bibliothek, die er ihr mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung stellte. Zwar zögerte sie, sein höfliches Anerbieten anzunehmen, aber er bat so dringend, und sie las so leidenschaftlich gern, daß sie zuletzt ihm gestattete, sie mit einigen interessanten Büchern zu versorgen, natürlich nur heimlich, ganz heimlich; denn das strenge Fräulein Bergmann durfte von diesem Verkehr nichts erfahren, da sie eine entschiedene Feindin aller Männer war und höchstens ihrer Schutzbefohlenen das alte Gesangbuch und die Bibel gestattete.

Zum Lohn forderte er nichts weiter als die Rose, die sie selbst im Garten gepflückt und an ihrem Busen trug. Durfte sie ihm eine so bescheidene Bitte abschlagen, ohne ihn zu verletzen? Sie nahm die Rose hold erröthend und reichte sie ihm durch das Gitter, wie die schöne Thisbe ihrem Pyramus vor vielen tausend Jahren. Auch sie trennte der neidische Zaun, auch sie schreckte der grimmige Löwe in Gestalt des Fräulein Bergmann, welches sie zum Glück von Weitem erblickte. Voll Angst beschwor sie ihn, sich zu entfernen, aber er wollte sie nicht verlassen, bevor sie ihm versprochen, ihn wieder zu sehen.

Hätte Fräulein Bergmann ein schärferes Auge besessen, so hätte sie vielleicht die offenbare Verlegenheit, die glühenden Wangen und das Zittern der kleinen Antonie bemerkt und Verdacht geschöpft. Eine Frage wäre hinreichend gewesen, die Wahrheit zu erfahren und das drohende Unheil abzuwenden. Aber die gute Dame war kurzsichtig und hatte ihre Brille nicht zur Hand. Auch lernte die Kleine bald sich beherrschen und so gut zu verstellen, daß das Fräulein keine Ahnung von dem nachbarlichen Verkehr hatte, der mit der Zeit immer lebhafter wurde. Bald gelangten die versprochenen Bücher in die Hände Antoniens durch die Hülfe ihres bestochenen Dienstmädchens; sie verschlang die verbotenen Früchte mit wahrer Seligkeit und sog das in ihnen ausgestreute feine Gift mit Begierde ein. Wie konnte auch das sechzehnjährige Kind wissen, daß der erfahrene Nachbar mit systematischer Berechnung dabei zu Werke ging und geschickt ihre Phantasie zu reizen, ihr Herz zu entzünden suchte!

Bald war er der poetische Held dieser Geschichten und sie die glückliche oder unglückliche Heldin, welche die wunderbarsten Abenteuer erlebte, in den verführerischsten Situationen sich befand, stets bereit, die größten Opfer dem Geliebten zu bringen und im Nothfall für ihn zu

sterben. Nach und nach erschienen die geliehenen Bücher in Begleitung einiger Zeilen von seiner Hand, freundliche Grüße und Bestellungen, denen bald zarte Herzensergüsse in Prosa und in Versen folgten. Um Antwort wurde dringend gebeten und sie vermochte nicht zu widerstehen, obgleich sie fühlte, daß sie unrecht that.

Das Geheimniß, womit er sich zu umgeben wußte, reizte sie, ihre Unerfahrenheit verführte sie, ihre Unschuld verblendete sie vor der Gefahr und selbst die Freundschaft verrieth sie, denn ihre Freundin Rosa, die einzige Vertraute dieser Liebe, nährte und unterstützte das unerlaubte Verhältniß, statt sie davor zu warnen, theils aus Schwärmerei, theils aus angeborner Lust zur Intrigue und Heimlichkeit, indem sie sich in der Rolle des romantischen Schutzgeistes gefiel.

Diese Liebe eines halben Kindes, das kaum der Schule entwachsen war, hatte einen eignen Reiz für den schon etwas blasirten Nachbar. Hier fand er eine entzückende Naivetät, eine köstliche Frische, eine berauschende Reinheit. Nachdem er den Hautgout der Salons und des Theaters bis zum Ekel genossen, lud er sich bei der Unschuld zu Gast, wie ein Gourmand, der zur Abwechslung eine einfache Hausmannskost allen kulinarischen Hochgenüssen vorzieht und einen Trunk rei-

nen Quellwassers höher schätzt als den köstlichsten Champagner.

Dieses neue Verhältniß bot ihm Alles, was er vergebens in der großen Welt gesucht hatte, eine grenzenlose Hingebung, eine vollkommene Uneigennützigkeit, die seiner Eitelkeit und seinem Egoismus schmeichelte, eine rührende Unerfahrenheit, welche die feinste KokETTERIE, das höchste Raffinement beschämte.

Je blasirter Antoniens Geliebter war, um so weniger vermochte er dem Zauber ihrer kindlichen Unschuld zu widerstehen. Anfänglich hatte er nur die Absicht, eine neue Zerstreuung für seine Langeweile bei ihr zu suchen, mit der Kleinen zu tändeln, seine müßige Zeit auszufüllen, sich zu amüsiren und von ihr anbeten zu lassen. Bald aber fühlte er sich von ihren kindlichen Reizen wunderbar gefesselt und angezogen. Er konnte sie so wenig entbehren wie den Spiegel, in dem er sich täglich bewunderte; zeigte sie ihm doch auch wie dieser sein eigenes Bild, aber nur verschönert idealisirt, gleichsam verklärt. Ihre Seele war der Tempel, auf dem er sich als Gottheit erblickte, ihr Herz der Altar, auf dem für ihn der Weihrauch brannte. Seine Eitelkeit war noch stärker als seine Sinnlichkeit und ihr bester Schutz; er wollte nicht von dem hohen Postamente, auf

das ihn ihre Schwärmerei gestellt, herniedersteigen, nicht die reine Quelle trüben, in der er wie Narciß sich selbstgefällig bespiegelte, nicht das Heiligthum entweihen, in dem sie ihn als seine Priesterin verehrte. Er war aus Egoismus tugendhaft, aus Berechnung enthaltsam, und aus Frivolität sogar moralisch.

Sie dagegen liebte ihn mit der ganzen Glut ihres jungen Herzens, mit der Schwärmerei und Innigkeit eines sechzehnjährigen Mädchens, mit der anschmiegenden Zärtlichkeit eines unerfahrenen Kindes.

Von all' diesen Vorgängen hatte natürlich das alte Fräulein Bergmann nicht die leiseste Ahnung, sie ließ sich vollkommen täuschen, um so mehr, da sie Antonie noch immer für ein Kind hielt.

Es ging ihr dabei wie den meisten Eltern, welche das allmälige Wachsthum und die Entwickelung ihrer Angehörigen nicht sehen und überrascht sind, wenn plötzlich die Knospe sich als Blüte entfaltet.

Aus dieser Sorglosigkeit wurde jedoch die gute Dame durch einen Brief von Antoniens Bruder geweckt, der ihr mit einem Male die Augen öffnete. Paul hatte ihr seinen Verdacht wegen der unerlaubten Korrespondenz seiner Schwester, mit dem Legationssekretär mitgetheilt und sie zugleich ersucht, ein wachsames Auge

auf dieselbe zu haben. Mehr bedurfte es nicht, um den Eifer des alten Fräuleins anzuspornen. Wie ein losgelassener Jagdhund verfolgte sie die angegebene Spur und bald befand sie sich auf der richtigen Fährte.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend forschte, horchte, suchte, spionirte sie, bis sie sich in Besitz des gefährlichen Geheimnisses und der geeigneten Beweise gesetzt hatte. Das bestochene Dienstmädchen wurde inquirirt und gestand Alles, was sie über das Verhältniß wußte. Die romantische Rosa wurde in's Gebet genommen und verrieth ihre beste Freundin, für die sie tausendmal zu sterben geschworen hatte.

Die arme nichts ahnende Antonie sah sich von einem unsichtbaren Netz umsponnen, ihre Mienen und Blicke wurden belauscht, ihre unschuldigsten Gänge beobachtet, die geheimsten Schubfächer ihrer Kommode, worin sie ihre kostbarsten Angedenken verwahrte, geöffnet und durchstöbert, Briefe, Locken und die angetroffene Photographie des Verführers mit Beschlag belegt.

Mit diesen unumstößlichen Beweisen der Schuld bewaffnet, fiel es dem strengen Fräulein nicht schwer, die unerfahrene Kleine zum Geständniß zu bringen. Unter Thränen, die wie Thautropfen die Rosen ihrer Wan-

gen benetzten, bekannte sie ihre unschuldige Liebe zu dem Legationssekretär.

Die gute Dame ließ es natürlich nicht an den üblichen Ausrufungen über die Sündhaftigkeit und Verderbtheit der Jugend fehlen; sie bekreuzte sich und schlug zu verschiedenen Malen die Hände über dem Kopfe zusammen. Zugleich klärte sie das arme Kind über den Charakter ihres Geliebten auf, nachdem sie die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, und zwar mit einer wahrhaft schonungslosen Grausamkeit.

In den Augen der alten Dame war der Legationssekretär der leibhaftige Gottseibeiuns, der brüllende Löwe, der herum ging, die unschuldigen Lämmer zu verschlingen, ein unverbesserlicher Roué, ein Mädchenräuber der ersten Sorte und nichtswürdiger Sünder.

Antonie glaubte zwar nicht den Lästerungen des erbitterten Fräuleins, aber Leon war fern und vermochte sich nicht zu vertheidigen, außerdem stützte sich die Anklage der guten Dame auf zu gute Beweismittel. Der Zweifel an seine Unschuld, an seine Liebe erhellte plötzlich wie ein Blitz die Nacht ihrer Seele und weckte sie aus ihren süßen glücklichen Träumen. Die über sie hereinbrechende Katastrophe hatte ihren Verstand gereift und die Binde von ihren Augen gezogen, das Ideal

zertrümmert, dem Gott seinen Nimbus und seine Glorie geraubt, alle ihre Illusionen zerstört.

Aber der Schmerz war zu groß, der Wechsel zu jäh gewesen, so daß Antonie ernstlich erkrankte. Ein körperliches Leiden gesellte sich zu ihrem geistigen Kummer und ihre überspannten und gereizten Nerven erlagen der ihnen aufgebürdeten Last. Ein Fieber mit heftigen Phantasieen verbunden, bedrohte ihr junges Leben und versetzte das gute Fräulein in keine geringe Aufregung, so daß sie ihre Zuflucht zu dem Bruder nahm, den sie in einem ausführlichen Briefe von den jüngsten Vorgängen in Kenntniß setzte.

VI.

Unterdeß befand sich Paul noch immer in Lindensee, und zwar in einer nie zuvor gekannten Spannung. Seit jener Begegnung mit Clara auf dem Thurme hatte er sie nicht wieder gesehen, da sie ihn absichtlich zu meiden schien. Um so mehr hörte er von ihr und von ihrer Umgebung.

Das müßige Badeleben begünstigt eine gewisse Medisance und sucht nach Stoff für die Unterhaltung. Eine Erscheinung wie Clara konnte der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgehen und bot den unbeschäftigten Gästen eine willkommene Gelegenheit zur Beobachtung. Ihre Schönheit erregte Bewunderung der Männer und den Neid der Frauen, während ihr hervorragender Geist ihr in der Elite der Gesellschaft eine exklusive Stellung sicherte.

Meist erschien sie auf der Promenade und bei allen Ausflügen in Begleitung und unter dem Schutze des Legationssekretärs, da die Staatsräthin durch einen neuen heftigen Nervenanfall am Ausgehen verhindert wurde und seit einiger Zeit das Zimmer hüten mußte. Obgleich bei der nahen Verwandtschaft beider dieser Umstand nichts Auffälliges haben konnte, so hieß es bald allgemein, daß Leon und Clara Verlobte wären und daß das schöne stolze Mädchen den glücklichen Legationssekretär ihre Hand reichen würde. Dieß Gerücht wurde um so mehr geglaubt, da Clara in der That ihrem Cousin gegenüber nicht ihre gewohnte spröde Zurückhaltung im Umgange mit Männern bewahrte. Sie schien sogar mehr als sonst Gefallen an seinem Umgange und den Huldigungen zu finden, welche er ihr auf den Rath

seiner Mutter darbrachte. Sein elastisches Gewissen hatte sich bald beruhigt und in dieß neue Verhältniß hineingelebt, obgleich er noch immer nicht die arme Antonie vergessen konnte, die ihn so schwärmerisch anbetete. Aber die Kleine hatte ihm schon seit einer Woche nicht geschrieben, keinen seiner Briefe beantwortet. Das verletzte seinen Egoismus, während Clara's imposante Schönheit seiner Eitelkeit schmeichelte, ihr großes Vermögen seine Habsucht reizte.

Der Gedanke, wegen seines Glückes beneidet zu werden, trug nur dazu bei, ihn mit einer derartigen Verbindung zu befreunden und für den Verlust seiner kleinen Liaison zu entschädigen. Ohnehin hatte er nie daran gedacht, aus seinem Verhältniß mit Antonie Ernst zu machen; es war ihm wider Willen über den Kopf gewachsen und hatte gleichsam sein Herz überrumpelt. Er sagte nur die Wahrheit, als er in der Unterhaltung mit seiner Mutter sich den Beruf für die Ehe absprach, aber er war ein zu guter Rechenmeister, um nicht die Vortheile einer sorgenlosen Existenz zu schätzen, wenn sie ihm aus der Hand eines schönen begehrenswerthen, durch Geist und Vermögen ausgezeichneten Mädchens geboten wurde.

Um diesen Preis war er geneigt, nicht eben seine Freiheit gänzlich aufzugeben, aber sich gewissen durch den Anstand und von der Sitte gebotenen Beschränkungen zu unterwerfen.

Clara dagegen fürchtete sich vor ihrer eigenen Leidenschaft, vor dem plötzlichen Ausbruch ihres überraschten Gefühls; sie wollte gewissermaßen die Brücke zu ihrem Herzen abbrechen, die verrätherischen Zugänge zu ihrer Seele für immer versperren und lieber mit eigener Hand den Tempel ihres Glücks anzünden und zerstören, als ihn entweiht sehen. Sie schämte sich ihrer Liebe und kämpfte darum dagegen an, sich selbst zerfleischend und verwundend. Zu schwach, ihrer Neigung zu widerstehen, zu stolz, derselben Gewalt über sich einzuräumen, gerieth sie in einen inneren Zwiespalt, aus dem sie sich unter jeder Bedingung retten mußte.

Unter diesen Verhältnissen war sie nur um so leichter zugänglich für die Bewerbungen Leon's und für die geschickt berechneten Einflüsterungen der lebensklugen Tante, indem sie in der Ehe selbst mit einem ungeliebten Manne einen sicheren Schutz für die Verirrungen ihres Herzens sah, dem Furchtsamen gleich, der aus Angst vor dem Tode sich selbst das Leben nimmt.

Die geschwätzige Fama der müßigen Badegesellschaft war auch zu den Ohren Paul's gedrungen und erfüllte ihn mit unaussprechlichem Schmerz und mit brennenden Qualen der Eifersucht. Er vermochte nicht den Gedanken zu fassen und noch weniger zu ertragen, Clara als die Braut eines Andern und gar dieses verhaßten Diplomaten zu wissen, gegen den er einen instinktmäßigen Widerwillen hegte. Bald schenkte er den ausgesprengten Gerüchten seinen vollen Glauben, bald zweifelte er daran, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Verzweiflung und Bangigkeit. Er wollte sich Gewißheit verschaffen, sie aufsuchen und sie selbst befragen. Aber sie wich ihm aus, und obgleich er sie eine Zeitlang auf allen ihren Wegen verfolgte, so fand er sie nie allein, sondern stets in größerer Gesellschaft, oder an der Seite des widrigen Legationssekretärs.

Zuweilen sah er sie auch in der Begleitung eines alten würdigen Herrn, den er bei seinem Aufenthalte in Rom öfters gesehen und gesprochen hatte. Es war ein ebenso gebildeter als vermögender Kunstfreund, Graf Bardenfels, ein eifriger Gemäldesammler und berühmter Tourist, der sich trotz seines Alters lebhaft für das schöne Mädchen interessirte und ihr mit einer

gewissen ritterlichen Galanterie seine Huldigungen öffentlich darbrachte.

Nur ein einziges Mal erblickte sie Paul aus der Ferne, einsam auf einer Bank der Promenade. Er wollte sich ihr nähern und sie anreden, aber noch bevor er seinen Vorsatz ausführen konnte, schien sie ihn zu bemerken, worauf sie sich mit eiligen Schritten entfernte und seinen Blicken entschwand.

Vielleicht hätte er sie noch erreicht, wenn ihn nicht der alte Tenor plötzlich bei einer Biegung des Weges aufgehalten und sich ihm angeschlossen hätte. So unangenehm auch Paul diese Begegnung war, so konnte er sich doch nicht schnell genug von dem närrischen Kauze losmachen, der wie eine Klette an seinem Arme hing.

„Per bacco!“ sagte der lustige Carlos, die Ungeduld und den Verdruß des Künstlers bemerkend. „Ich kenne Dich nicht wieder. Du bist wie umgewandelt und siehst gerade so aus, als wenn Du eine Bouteille Essig gefrühstückt hättest. Sonst warst Du kein Spaßverderber, und jetzt lebst Du wie ein Einsiedler und fliehst der Brüder wilde Reihen, wie Schiller sagt. Die Franconi hat sich gestern recht über Dich beklagt.“

„Was kümmert sie mich?“ versetzte Paul in gleichgültigem Tone.

„Alle Wetter! Das darfst Du sie nicht hören lassen. Die schöne Leonore würde rasen wie Medea, wenn sie Jason verlassen will. Sie glaubt ohnehin, daß Du sie vernachlässigst und einem gewissen aristokratischen Fräulein auf Schritt und Tritt nachläufst, wie ein Bär dem Honigtopf.“

„Ich bitte Dich, verschone mich mit Deinen Späßen. Du siehst, ich bin nicht aufgelegt. In solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß.“

„Gut, so will ich mit Dir im Ernste reden,“ erwiederte der Tenor mit veränderter Stimme und Haltung. „Du weißt, daß ich Dein Freund bin, daß ich Dich liebe, Du magst wollen oder nicht. Ich habe einmal einen Narren an Dir gefressen und glaube wirklich, daß Du es mir angethan hast. Ich könnte für Dich durch Feuer und Wasser gehen. Stelle mich auf die Probe, mein Junge, und Du wirst sehen, daß der alte Carlos trotz alledem und alledem das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hat und kein Lump ist, wenn er auch nicht mehr 6000 Thaler Gage zieht und manchmal in der Klemme bis über die Ohren steckt.“

„Ich glaube Dir," entgegnete der Künstler schnell versöhnt, „und bitte Dich, mir zu verzeihen. Ich wollte Dir wirklich nicht wehe thun. Entschuldige meine Heftigkeit, aber ich bin verstimmt, mein Kopf brennt, meine Nerven sind gereizt und angegriffen."

„Brauchst mir nicht mehr zu sagen, schone Deine Lunge. Kenne das und leide auch zuweilen an den blue-devils der finstern Melancholie."

„Du und melancholisch!" lachte Paul unwillkürlich.

„O, ich bin oft bis zum Tode betrübt, wenn ich meine lustigsten Kapriolen springe. Lache nicht, mein Junge! Es gibt Augenblicke in meinem Leben, wo ich ganz verzweifelt bin und am liebsten mit dem Tode Brüderschaft trinken möchte. Wenn ich so an mein verfehltes Dasein denke, an meine Vergangenheit, da überkommt mich unwillkürlich das Gefühl der bittersten Reue. O, was bin ich für ein verwünschter Narr gewesen! Aber die Strafe ist nicht ausgeblieben, ein trauriges, verlassenes Alter, ein Bett im Spital, ein Grab an der Heerstraße oder auf dem Armenkirchhof."

„Du hast Freunde, Bekannte, die es niemals dahin kommen lassen werden," beschwichtigte Paul den unerwarteten Ausbruch dieser Selbstbekenntnisse.

„Freunde!" spottete der Alte, „so lange ich ihnen Spaß mache und sie belustige. Wenn ich einmal ihnen meine wahre Gestalt zeige, meine tiefe Trauer offenbare, so lachen sie über mich, wie Du gelacht hast. Aber doch bist Du noch der Beste in der ganzen Kompagnie, viel zu gut für diese Sippschaft. Frage Dich selbst, was Du thun und sagen wirst, wenn Du hörst, daß ich gestorben bin? Ein flüchtiges Bedauern, ein mitleidiges Achselzucken, und morgen bin ich von Dir vergessen, als wenn ich nie gelebt hätte."

„Das ist unser Aller Loos, nur das Genie ist unsterblich."

„Aber auch der unbedeutendste Mensch lebt im Angedenken seiner Familie; er hat ein Weib, das ihn auf seinem Krankenbette pflegt, Kinder, die um den Todten weinen und sein Gedächtniß ehren, sein Grab mit ihren Thränen netzen."

„Du bereust, daß Du nicht ein Weib genommen?" fragte Paul verwundert.

„Ich bereue meinen Unverstand, meine Thorheit. Als ich noch jung war, lernte ich ein Mädchen kennen, ein liebes Geschöpf, ganz geschaffen, einen Mann glücklich zu machen, ein Herz, treu wie Gold, eine Seele wie Krystall. Sie war die Tochter meiner Wirthin,

einer würdigen Kaufmannswittwe, und hatte eine treffliche Erziehung genossen. Ich war ihr gut, von Herzen gut und hatte die ehrlichsten Absichten von der Welt, da sie mir trotz ihrer schwärmerischen Leidenschaft Respekt für ihre Tugend einflößte. Arme Louise!"

Der Alte fuhr mit seiner Hand über die feuchten Augen, um sich die Thränen zu trocknen, welche unwillkürlich seine Wangen benetzten.

„Ich wäre gewiß mit ihr glücklich geworden," fuhr er fort, „wenn mich nicht mein Leichtsinn, meine Eitelkeit verführt hätte, ihr untreu zu werden. Du glaubst nicht, wie das Theater den ganzen Menschen demoralisirt! Man gewöhnt sich nicht nur auf Applaus zu singen und zu spielen, sondern auch zu denken, zu fühlen und selbst zu lieben. Man will um jeden Preis und selbst auf Kosten seines Herzens und seiner Ehre Sensation erregen, und benutzt selbst seine heiligsten Empfindungen zur Reklame. Ich habe einen Schauspieler gekannt, der mit dem Tode seiner Frau Parade machte und seinen wirklichen Schmerz als Reklame brauchte. Aehnlich ging es mir; meine bescheidene Liebe genügte mir nicht auf die Länge der Zeit, ich wollte glänzen, Aufsehen erregen und knüpfte ein Verhältniß mit einer vornehmen Dame aus den aristokratischen Kreisen an.

Ihr Mann kam dahinter, es gab einen furchtbaren Skandal, ich mußte die Residenz und mein glänzendes Engagement verlassen, während die schlaue Dame sich geschickt aus der Affaire zu ziehen wußte, indem sie mich aufopferte und schmählich fallen ließ. Die arme Louise überlebte nicht meinen Verrath, sie starb, wie die Leute sagen, an der Schwindsucht, oder wie ich es besser weiß, am gebrochenen Herzen. Seitdem kam ich nicht mehr auf einen grünen Zweig, nichts wollte mir glücken, und ich ergab mich dem lüderlichen Leben, um die Vorwürfe meines Gewissens zu betäuben."

„Armer Carlos!" sagte Paul ergriffen. „Du hast schwer gebüßt."

„Ich habe Dir nur meine Geschichte erzählen wollen," fügte der Alte hinzu, „um Dich zu warnen. O die Frauen, und vor Allen diese Frauen der Aristokratie mit ihren weißen Händen und ihrem schwarzen Herzen, mit ihrer eisernen Stirne und ihren weichen verrätherischen Lippen! Hüte Dich, mein Junge, vor ihren Küssen, die wie höllisches Feuer brennen! Es sind Vampyre, die unser bestes Herzblut schlürfen, und wenn wir zu ihren Füßen sterben, laut lachend einem anderen Liebhaber in die Arme sinken."

Unter diesen Gesprächen war der Künstler mit seinem Begleiter bis an dessen Wohnung gelangt, Paul forderte ihn auf, einzutreten, obgleich er sonst diese Gesellschaft nicht gerade suchte. Aber der Alte dauerte ihn heute und er empfand mit ihm ein tiefes Mitleid, nachdem er seine Geschichte vernommen und dadurch eine weit bessere Meinung von dessen Charakter und Herz gewonnen hatte.

Carlos ließ sich nicht bitten und trat in das Zimmer des Malers, wo verschiedene Zeichnungen und unvollendete Skizzen seine Aufmerksamkeit erregten. Auf einer Staffelei stand ein angefangenes Oelbild, welches „eine Iphigenie in dem Tempel der Diana" vorstellte und offenbar das Gegenstück zu der Cleopatra des Künstlers bilden sollte. An dem Altar des Heiligthums erblickte man die Gott geweihte Priesterin, zu ihren Füßen kniete der von den Furien verfolgte Orest. Es war die Szene, wo Iphigenie ihren zum Opfer bestimmten Bruder erkannt hat und von Schreck und Freude überwältigt das Messer fallen läßt und ihm ihre Arme entgegenbreitet. Eine unbeschreibliche Hoheit und Würde umgab die klassisch schöne Gestalt, während heiliger Friede und Versöhnung aus dem bewegten Antlitz strahlte, das eine

nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit Clara's Zügen trug.

Ueber dem ganzen Gemälde und besonders über der Figur der Iphigenie war eine überirdische Verklärung ausgegossen, ein keuscher Zauber, der um so schärfer mit der üppigen Lust seiner Cleopatra kontrastirte.

Selbst der Alte schien davon ergriffen und näherte sich bewundernd der Staffelei.

„Brav, mein Junge!“ sagte er entzückt. „Das ist ein bedeutender Fortschritt. Diese heilige Jungfrau von Tauris wird Deine schöne Sünderin vom Nil ausstechen. Ich wußte nicht, daß es auch heidnische Madonnen gibt.“

Sichtlich fühlte Paul sich unangenehm berührt, denn statt dem Alten zu antworten, nahm er das Bild von der Staffelei und entzog es schnell den Blicken, indem er es, mit der Malerei gegen die Wand gelehnt, in eine dunkle Ecke des Zimmers stellte.

„Ich lasse nicht gern,“ fügte er gleichsam entschuldigend hinzu, „selbst nicht meinen besten Freund, eine unvollendete Arbeit sehen. Auch wirst Du mir einen Gefallen thun, wenn Du vor keinem Menschen das Bild erwähnst.“

„Capisco, ich verstehe!“ versetzte Carlos, mit den Augen blinzelnd. „Stumm, wie das Grab.“

Die eingetretene Pause wurde durch das Erscheinen der Hauswirthin unterbrochen, welche dem Maler die in seiner Abwesenheit von dem Postboten überbrachten Briefe einhändigte, worauf sie sich bald wieder entfernte. Während Paul die Siegel erbrach und den Inhalt durchflog, nachdem er sich zuvor entschuldigt hatte, ließ sich Carlos behaglich in einen weichen Großvaterstuhl nieder und steckte sich eine von den trefflichen Cigarren seines Freundes an, den lang entbehrten Genuß einer ausgezeichneten Havanna mit sybaritischer Wonne schlürfend und die blauen Rauchwolken zu zierlichen Kreisen und Ringen gestaltend. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf Paul, der sich ganz in das Lesen seiner Briefe vertieft und darüber die Gegenwart seines Gastes vergessen zu haben schien. Plötzlich verfinsterte sich das Gesicht des Malers, seine Fäuste ballten sich und ein lauter Fluch entschlüpfte seinen Lippen, so daß der Alte erschrocken von seinem Stuhle auffuhr.

Unter den an Paul gerichteten Briefen befand sich auch das Schreiben des Fräuleins Martha Bergmann, worin diese über das Verhältniß seiner Schwester mit dem Legationssekretär ebenso ausführlich als streng be=

richtete. In ihrer sittlichen Entrüstung hatte die alte Jungfer die Farben nur zu stark aufgetragen und Alles so schwarz als irgend möglich gemalt. Antonie war für sie eine Verlorene, Leon ein verruchter Verführer, ein nichtswürdiger Bube, der die Unschuld eines Kindes in schändlichster Weise gemißbraucht und die Kleine durch seine höllischen Künste umstrickt hatte. Um sich selbst und ihre Sorglosigkeit zu entschuldigen, häufte die gute Dame alle erdenklichen Vorwürfe auf das Haupt des gewissenlosen Diplomaten, der in ihren Augen ein moralisches oder vielmehr unmoralisches Ungeheuer, ein schwarzer Geist der Hölle war. Zum Beweise seiner Verschlagenheit und List, womit er selbst ihren Argusblick getäuscht, alle Wachsamkeit für das ihr anvertraute Kind hintergangen, legte sie seine ganze Korrespondenz mit Antonie und das photographische Porträt des schwarzen Verräthers bei.

Mehr bedurfte es nicht, um Paul's Widerwillen gegen den Legationssekretär zum glühendsten Haß zu steigern. Der glückliche Nebenbuhler war zugleich der Verführer seiner geliebten Schwester, eines unschuldigen, durch ihn verlornen Kindes. Er mußte ihn zur Rechenschaft ziehen, seine Ehre, die beleidigte Ehre seiner Schwester an ihm zu rächen. So mild, um nicht zu

sagen leichtsinnig, der Künstler auch früher über derartige Verirrungen gedacht und ähnliche Verhältnisse beurtheilt hatte, so streng und unnachsichtlich nahm er diesen Fall, der ihn nur zu nahe berührte.

Die Heiligkeit der Unschuld, die Sittlichkeit der Familie erschien ihm mit einem Male in einem andern Licht, seine eigene Anschauung darüber hatte eine plötzliche Umwandlung erfahren, seitdem er selbst in seinen verwandtschaftlichen Gefühlen verletzt war. Er dachte an den Gram seines Vaters, an den Schmerz seiner Mutter über die Schmach der armen Tocher, an all' den Jammer seiner Eltern, wenn sie eine derartige Schande erlebt hätten. Jetzt versetzte er sich an ihre Stelle und sein Herz empfand die ihnen zugedachten Qualen, alle Schmerzen, alle Beleidigungen seiner geliebten Todten.

Vor seinen Augen schwebte noch immer die kleine Antonie in den holden Reizen ihrer kindlichen Unschuld, unberührt von dem giftigen Hauche der Verführung, ausgestattet mit dem ganzen Zauber jugendlicher Reinheit und Naivetät. Ein blasirter Wüstling hatte das liebliche Bild für immer entweiht, es mit frecher Hand besudelt. Durfte Paul das dulden und ungestraft lassen? War er nicht der natürliche Beschützer seiner

betrogenen Schwester und verpflichtet, ihre Schmach zu rächen, ihre Ehre wieder herzustellen?

Voll von diesem Vorsatze sprang er jetzt auf, um Leon aufzusuchen und Rechenschaft von ihm zu fordern. In seiner Aufregung hatte er nicht an Carlos gedacht, dem das seltsame Wesen und die tiefe Bewegung des Freundes längst aufgefallen war.

„Du scheinst eben nicht die angenehmsten Nachrichten von Hause erhalten zu haben?“ sagte der Alte theilnehmend.

„Ah! Du bist noch hier?“ versetzte Paul, tief aufathmend. „Verzeihe, aber ich muß fort, auf der Stelle fort.“

„Kann ich Dich nicht begleiten? Du siehst so verstört aus, daß ich Dich nicht gern allein gehen lassen möchte. Dein Anblick flößt mir Furcht und Besorgniß ein. Sage mir um des Himmels willen, was Dir passirt ist?“

Einen Augenblick schwankte der Maler, ob er dem Alten sein Geheimniß anvertrauen solle; aber das heutige Gespräch hatte ihm eine bessere Meinung von dem lustigen Gesellen beigebracht und unter der Maske des Spaßmachers den edleren Kern und den tieferen Gehalt einer ursprünglich reich begabten Natur ent-

decken lassen. Paul fühlte das Bedürfniß der Mittheilung, sein Herz war zu voll, er wollte den Rath, die Ansicht eines erfahrenen Mannes hören. Er brauchte einen Beistand, der Augenblick drängte und kein anderer Freund war in seiner Nähe.

„Ich halte Dich für einen Ehrenmann," sagte der Maler nach einiger Ueberlegung. „Du wirst auch schweigen können?"

„Wie das Grab."

„Gut! So nimm diese Briefe und lies. Ich vertraue Dir meine Ehre, die Ehre meiner geliebten Schwester an."

Während der Alte bedächtig die Briefe und vor Allem das Schreiben des alten Fräuleins studirte, ging Paul mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Nun, was würdest Du an meiner Stelle thun?" fragte er ungeduldig.

„Eine Erklärung von dem Schurken fordern, und wenn er sich weigert, die Ehre Deiner Schwester herzustellen, die Canaille wie einen tollen Hund niederschießen."

„Das ist auch meine Absicht."

„Du wirst einen Zeugen bei diesem Rencontre brauchen, soll ich Dich begleiten?“

„Ich fürchte, Dich in unangenehme Verwickelungen zu bringen.“

„Keine Umstände. Ich bin Dein Freund und will es Dir beweisen,“ versetzte der Alte mit ungewohntem Ernst und einer Würde, die ihm Paul nicht zugetraut hatte.

VII.

Auf die Meldung, daß zwei Herren ihn zu sprechen wünschten, verließ Leon das Zimmer seiner Mutter, um sich in das anstoßende Kabinet zu begeben. Er war nicht wenig überrascht, daselbst den Künstler mit seinem Begleiter anzutreffen. Die gemessene Haltung der beiden Freunde flößte ihm ein gewisses Mißtrauen ein; instinktmäßig ahnte er, daß ihr Besuch eine ernste Bedeutung habe.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte er den ihm bekannten Maler, indem er ihm einen Stuhl anbot.

„Unser Geschäft kann stehend abgemacht werden," entgegnete Paul ablehnend.

„Ganz nach Ihrem Belieben. Haben Sie nur die Güte, mich mit dem Zwecke Ihres Kommens bekannt zu machen."

„Vor Allem erlauben Sie mir die Frage, ob Sie, Herr Legationssekretär, meine Schwester Antonie Ewald kennen?"

Der Diplomat verfärbte sich und zögerte, sogleich die gewünschte Antwort zu geben, indem er sichtlich nach Fassung rang.

„Allerdings," stammelte er verlegen, „ich habe die Ehre, Ihre Fräulein Schwester zu kennen."

„Und Sie haben die Unerfahrenheit, die Unschuld dieses Kindes benutzt, um mit ihr ein unerlaubtes Verhältniß anzuknüpfen."

„Mein Herr!"

„Heimlich, hinter dem Rücken ihrer Beschützerin haben Sie sich in meiner Abwesenheit bei meiner Schwester eingeschlichen, das Herz eines sechzehnjährigen Mädchens bethört, ihr Vertrauen in der schändlichsten Weise gemißbraucht."

„Genug! Ich habe Ihre Beleidigung schon zu lange mit angehört."

„Wollen Sie läugnen? Ich habe die Beweise Ihrer Schuld in meinen Händen, Ihre Briefe, Geschenke und Ihr eigenes Bild. Sehen Sie selbst.“

Leon warf einen ängstlichen Blick auf die verrätherischen Schriftzüge und wischte sich den Schweiß von der gerötheten Stirn. Er sah sich entlarvt, und jede Ausflucht war ihm abgeschnitten; es blieb ihm nach seiner Ansicht nichts übrig, als den Versuch zu machen, seinem Gegner durch Unverschämtheit zu imponiren, ihn durch Frechheit einzuschüchtern.

„Wie es scheint,“ sagte er nach einer Pause, „sind Sie gekommen, um eine Erklärung von mir zu fordern?“

„Ihr Scharfsinn hat Sie nicht getäuscht,“ versetzte Paul mit bitterer Ironie.

„Dazu bedarf es keines Zeugen. Die Gegenwart jenes Herrn, den ich nicht einmal die Ehre habe zu kennen, erscheint mir überflüssig.“

„Dieser Herr ist mein Freund, Herr Sänger Walter, und ein Ehrenmann, dessen Diskretion ich vertrauen darf. Er ist von Allem unterrichtet.“

Während Leon sich bei dieser Vorstellung leicht verneigte und den Alten mit seiner Lorgnette musterte, bemühte sich Carlos, eine möglichst würdige Miene und

Position anzunehmen, indem er Stirn und Augenbrauen hochzog und den rechten Fuß martialisch vorstreckte.

„Wohlan, ich bin bereit, den Herren Rede zu stehen, obgleich ich an Ihrer Stelle nicht ein solches Aufsehen von dieser Kinderei gemacht hätte.“

„Eine Kinderei!“ brauste Paul auf. „Nennen Sie es eine Kinderei, ein unschuldiges Mädchen zu bethören, eine ehrenhafte Familie zu beleidigen?“

„Ich wußte nicht, daß Sie so strenge Grundsätze haben!“ entgegnete Leon mit kaltem, spöttischem Lächeln. „Solch' erfahrene Lebemänner, wie Sie und Ihr ehrenwerther Freund, werden am Besten wissen, was sie von einer solchen kleinen, unschuldigen Liaison zu halten haben, und dieselbe Schonung einem Dritten schenken, die sie für sich selbst in Anspruch nehmen.“

Der Künstler fühlte nur zu gut den heimlichen Vorwurf und hielt nur noch mit Mühe an sich, während Carlos etwas wie „Unverschämter“ in den Bart murmelte und drohend seine Haud erhob, so daß der Diplomat sich heimlich seinem Schreibtisch näherte, wo er seine Waffen wußte, ohne die er nie zu reisen pflegte. Er wollte sich für alle Fälle sichern, da ihm die zweideutige Haltung des Alten mehr als verdächtig schien.

„Kommen wir zur Sache!“ sagte Paul, seinen Zorn gewaltsam niederkämpfend. „Meine Grundsätze haben damit nichts zu thun und ich nicht nöthig, mich vor Ihnen deßhalb zu verantworten. Nicht ich, sondern Sie, Herr Legationssekretair, sollen sich rechtfertigen. Ich habe in meinem Leben vielleicht manche Thorheit begangen, aber niemals eine Niederträchtigkeit, deren ich mich zu schämen hätte.“

„Ich bitte Sie, sich zu mäßigen und Ihre Ausdrücke zu wählen, da ich an diese Sprache nicht gewöhnt bin und auf solchem Fuße nicht länger mit Ihnen unterhandeln kann und will.“

„Es ist nur die Sprache der Wahrheit,“ entgegnete Paul mit steigender Entrüstung. „Der Dieb, welcher in meine Wohnung einbricht und aus Noth ein Brod stiehlt, der Mörder, der aus Leidenschaft, Haß, Wuth oder Begierde einen Menschen tödtet, ist nicht strafbarer als der Verführer, der in das Heiligthum der Familie schleicht, das Vertrauen täuscht, die Unerfahrenheit berückt, die Unschuld mit kaltem Blute tödtet, dem Himmel eine reine Seele stiehlt und der hingebenden Liebe eines Kindes mit Schmach, Schande und Verzweiflung lohnt.“

„Sie sind im Vortheil und benützen ihn. Sagen Sie einfach, was Sie von mir verlangen.“

„Nichts weiter, als daß Sie die Ehre meiner Schwester wieder herstellen.“

„Das heißt mit dürren Worten: ich soll Ihre Schwester heirathen. Eine wunderbare Zumuthung!“

„Ich würde mit Vergnügen auf diese Ehre verzichten, wenn Sie mir einen andern Ausweg zeigen wollen.“

„Sie vergessen meinen Rang, meinen Stand, meine Ansprüche. Auch bin ich nicht ganz unabhängig; meine Mutter wird nie ihre Einwilligung zu einer derartigen Verbindung geben, um so weniger, da ich bereits durch ein ernsteres Verhältniß mich gebunden halte. Sie sehen, daß ich außer Stand bin, Ihre Wünsche zu erfüllen, selbst wenn ich Ihnen das Recht einräumen wollte, für meine vorübergehende Liebschaft, wie sie tausendmal bei jungen Leuten vorkommt, eine solche Sühne zu verlangen, die in keinem Verhältniß zu meinem Vergehen stehen würde, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann.“

„Leider kann ich Ihre Gründe nicht gelten lassen,“ versetzte Paul, noch immer sich selbst bezwingend. „Ihr Rang, Ihr Stand und Ihre Ansprüche dürfen Sie

nicht abhalten, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Meine Familie ist zwar nicht von Adel, aber sie besitzt die wahre Ehre, die höher steht als alle Ihre alten Stammbäume und vermoderten Wappenschilder. Das Vorurtheil der Geburt ist eine Lächerlichkeit in unserer Zeit, wo das Verdienst sich selbst adelt. Mein Name und meine Stellung wird Ihnen, wie ich hoffen darf, nicht unbekannt sein, sie geben mir ein Anrecht auf die Achtung der Welt. Meiner armen Schwester können Sie keinen anderen Vorwurf machen, als daß sie thöricht genug war, Ihren Worten Gehör zu schenker und Sie zu lieben. Aber sie ist nur noch ein Kind, ein unerfahrenes Kind, Sie dagegen ein Mann, der die Folgen seiner Handlungen kennen und auch tragen muß. Sie dürfen daher auch, so sehr dieß Ihre Mutter wünschen mag, keine neue Verbindung eingehen, da Sie durch frühere Verpflichtungen gebunden sind. Sie würden nur einen doppelten Verrath begehen und statt eines Herzens zwei brechen, woran ich Sie, soweit dieß in meiner Macht steht, hindern werde."

„Man stirbt nicht gleich am gebrochenen Herzen. Auch Ihre Schwester wird sich in ihr Schicksal finden, wie dieß tausend Mädchen schon gethan haben."

„Meinen Sie wirklich? Vorläufig ist Antonie krank, lebensgefährlich krank, wie mir ihre Beschützerin meldet. Wenn sie sterben sollte, so sind Sie ihr Mörder."

„Das habe ich nicht gewußt," stammelte Leon überrascht. „Ich bedaure diesen Zufall, aber was kann, was soll ich thun?"

„Fragen Sie Ihr Gewissen, Ihr Herz, Ihre Ehre, und Sie werden die einzig richtige Antwort finden," versetzte Paul, der aus Rücksicht auf seine Schwester bisher eine große Mäßigung gezeigt hatte.

Leon schien in der That von der unerwarteten Nachricht betroffen und, soweit dieß sein Egoismus zuließ, ergriffen zu sein. Er empfand ein gewisses Mitleiden mit dem holden Kinde, und seine Sentimentalität brachte es bis zu einer vorübergehenden Rührung. Aber bald gewann sein kalter, berechnender Verstand, seine Blasirtheit und die Rücksicht auf seine Mutter wieder das Uebergewicht über die bessern Regungen seines Herzens. In der Krankheit Antoniens sah er nur ein zufälliges Ereigniß, welches sein Gegner schlau zum eigenen Vortheil und nach seiner Meinung als eine willkommene Waffe gegen ihn auszubeuten suchte. Gewohnt, an Menschen und Verhältnisse nur den subjektiven Maßstab seiner eigenen Gesinnung anzulegen, glaubte er, daß

Paul seine Bruderliebe nur zum Vorwande nehme, um zugleich für sich und seine Schwester den möglichsten Vortheil aus der vorhandenen Situation zu ziehen, um mit einem Schlage Antonie zu versorgen und sich von einem Nebenbuhler zu befreien. Und zu dieser lächerlichen Rolle sollte sich ein Diplomat, wie Leon, hergeben? Nimmermehr! Lieber wollte er es auf das Aeußerste ankommen lassen, obgleich er unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen öffentlichen Skandal gerne vermieden hätte.

„Ich bin gern bereit," sagte er mit erheuchelter Zuvorkommenheit, „ein Opfer zu bringen. Vielleicht läßt sich ein Arrangement treffen, das, wie ich glaube, in unserem beiderseitigen Interesse liegt. Weder Sie noch ich können es wünschen, daß eine so zarte Angelegenheit an die Oeffentlichkeit gelangt. Ich will Alles dazu beitragen, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, und biete meine Hand zur Versöhnung."

„Um so besser," versetzte Paul, getäuscht von einer solch' unerwarteten Nachgiebigkeit. „Ich habe ebenfalls keinen andern Wunsch, als diese unangenehme Differenz friedlich beigelegt zu sehen, schon wegen meiner armen Schwester und um meiner Ehre willen."

„Wie ich bereits Ihnen gesagt, besitze ich selbst kein Vermögen.“

„Das dürfte kein Hinderniß sein. Antonie ist so einfach erzogen, so anspruchslos —“

„Ich kenne sie, ein wahrer Schatz, der einen Mann sicher glücklich machen wird, ein herrliches Gemüth, eine entzückende Naivetät. Ach! Sie wissen nicht, wie sehr ich die reizende Kleine noch immer liebe!“

Es lag eine Wahrheit in dem Tone Leon's, eine wirkliche Gefühlsinnigkeit, die leider nur zu schnell wieder vorüberflog, so daß Paul mit seinem warmen Künstlerherzen sich nur zu leicht irren ließ und nur zu bereit war, seinem Gegner zu verzeihen und dessen Vergehen in einem milderen Lichte zu betrachten. Um so grausamer war seine Enttäuschung, um so größer seine Wuth, als der gewandte Diplomat, die versönliche Stimmung des Künstlers benutzend, nach und nach seine eigentliche Absicht enthüllte.

„Meine Mutter,“ fuhr er in seinem falschen Wahn beruhigt fort, „wird, wie ich hoffe, keinen Anstand nehmen, für Antonie zu thun, was in ihren Kräften steht und für die Zukunft der Kleinen Sorge tragen. Wenn meine Cousine Clara sich früher oder später verheirathen sollte, wozu die beste Aussicht vorhanden ist,

so wird meine Mutter eine Gesellschafterin engagiren müssen, da sie doch bei ihrer Kränklichkeit unmöglich allein bleiben kann. Für einen solchen Posten dürfte sich Antonie ganz besonders eignen, und ich zweifle nicht, daß meine Empfehlungen und gewisse Rücksichten meine gute Mutter bestimmen werden —"

„Schurke, niederträchtiger Schurke!" schrie Paul, den wahren Sinn seiner Rede erst jetzt erfassend und ihn voll Entrüstung unterbrechend.

„In der That ein ausgemachter Schurke, ein Lump in Folio!" bekräftigte der Alte.

„Das ist zu viel!" stammelte Leon. „Ich muß die Herren bitten, meine Wohnung zu verlassen."

„Nicht, bevor ich die Genugthuung für die beleidigte Ehre meiner Schwester erhalten habe."

„Sie verlangen doch nicht im Ernst, daß ich mich wegen einer solchen Lumperei mit Ihnen schlagen soll?"

„Wenn Sie sich weigern, so werde ich Sie zu zwingen wissen!" versetzte Paul mit vor Wuth zitternder Stimme, indem er auf ihn zuschritt.

„Ah, Sie drohen mir, Sie wollen Gewalt gegen mich brauchen. Für diesen Fall bin ich vorgesehen."

In demselben Augenblicke hatte Leon ein auf dem Schreibtisch liegendes Terzerol ergriffen und den Hahn

gespannt. Aber mit Blitzesschnelligkeit stürzte sich der Alte zwischen ihn und Paul, in der Absicht, ihm die gefährliche Waffe zu entreißen. Während des Ringens ging der Schuß los, Carlos taumelte und sank blutend auf die Erde nieder. Zugleich sprang Paul in wilder Raserei auf den vermeintlichen Mörder los und faßte ihn mit Riesenkraft.

„Zu Hülfe! Mörder!" stöhnte Leon unter dem ehernen Griffe des ergrimmten Malers.

Der Schuß und der laute Lärm hatte die bei der Staatsräthin befindliche Gesellschaft ihrer Badbekannten, darunter Graf Bardenfels, Clara's Retter und Beschützer, in ihrer Unterhaltung unterbrochen und erschreckt. Die Herren stürzten in das benachbarte Zimmer, wo sie noch zur rechten Zeit ankamen, um den Legationssekretär aus den Händen seines wüthenden Gegners zu befreien.

Die allgemeine Verwirrung erreichte ihren höchsten Grad, als die Staatsräthin in Begleitung der anwesenden Damen erschien, um sich nach der Ursache des Tumults zu erkundigen. Bei ihrem Eintritt richtete sich der verwundete Carlos hoch empor und starrte sie mit weit geöffneten Augen wie eine plötzliche Geistererscheinung an.

„Leocadie!“ rief der Alte unwillkürlich, von seinen Erinnerungen hingerissen. „O ewige Vergeltung!“

Seine Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Anwesenden und besonders auf die Staatsräthin; sie kannte nur zu gut die Stimme des einst so gefeierten und geliebten Tenors. Leichenbläße bedeckte ihr Gesicht, ihre Glieder zitterten und mit einem hysterischen Gelächter sank sie in die Arme ihres Sohnes, den eine schreckliche Ahnung durchzuckte.

Während dieses überraschenden Zwischenfalls blieb Paul wie gelähmt, als hätte er den Gebrauch seiner Glieder verloren. Wie durch einen Schleier sah er gleichsam im Traume die hohe Gestalt Clara's, welche allein in der allgemeinen Verwirrung ihre Ruhe behauptete und einer Göttin gleich dem Sturm und den aufgeregten Wogen zu gebieten schien. Sie ordnete das Nöthige an, um die Staatsräthin zu Bette zu bringen und die überflüssige Gesellschaft zu entfernen, wobei ihr Graf Bardenfels mit feinem Takt behüflich war. Ihm, dem bewährten Freunde, vertraute sie die Sorge um den verwundeten Sänger, die dringend gebotene Rettung des Malers, der, betäubt von den Folgen seines Angriffes, keines Entschlusses fähig war.

Vergebens erwartete Paul ein Zeichen von Clara, ein Wort, einen Blick der Theilnahme. Er wagte nicht, sie anzusprechen, und doch hätte er sein Leben freudig hingeopfert, um sich vor ihr zu rechtfertigen. Nur im Fortgehen glaubte er seinen Namen zu hören, als sie leise mit dem Grafen flüsterte. Dieser näherte sich jetzt dem betäubten Künstler, indem er ihn aufforderte, ihm sogleich zu folgen. Ueber eine Hintertreppe gelangte er unbemerkt in's Freie, ohne daß Jemand versuchte, ihn zurückzuhalten. Erst als sie vor der Thür standen, unterbrach der Graf sein Stillschweigen.

„Fliehen Sie," sagte er dringend, „Sie dürfen hier nicht länger weilen!"

„Wer will mich hindern?" fragte Paul, aus seinem düstern Brüten aufgeweckt.

„Ihre Sicherheit ist bedroht, wenn Sie zögern. Sie haben ein Mitglied der Gesandtschaft in seiner eigenen Wohnung überfallen und thätlich beleidigt. Der Vorfall kann nicht verschwiegen bleiben. Die betreffende Regierung wird davon Notiz nehmen, Ihre Bestrafung fordern und das Gericht muß gegen Sie einschreiten, Sie verhaften und eine Untersuchung einleiten, die Ihre Freiheit ernstlich bedrohen dürfte."

„Nicht ich, sondern meine Gegner haben die Untersuchung zu scheuen. Ich kann meine Handlungsweise jeder Zeit verantworten.“

„Dennoch haben Sie mehr zu verlieren, als Herr von Ziegler, der durch seinen diplomatischen Charakter vor jeder Verfolgung geschützt ist. Vielleicht gelingt es mir, da ich einigen Einfluß bei Hofe habe, die fatale Angelegenheit beizulegen, aber dazu ist vor Allem Ihre Abwesenheit nöthig. Sind Sie erst einmal in den Händen des Gerichts, so wird es unmöglich sein, Sie zu befreien. Folgen Sie daher meinem Rath und zwar auf der Stelle, da Sie keine Zeit zu verlieren haben.“

„Wie, ich sollte fliehen, die mir angethane Schmach ungerochen lassen? Man wird mich für einen Feigling halten, ich selbst müßte mich verachten. Nimmermehr!“

„Ich kenne nicht die Gründe Ihres Rencontre mit Herrn von Ziegler und will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber glauben Sie mir, der junge Mann ist hinlänglich gedemüthigt und bestraft, mehr als Sie ahnen können. Ueberlassen Sie es mir, Ihnen die gewünschte Satisfaktion zu verschaffen; ich verbürge mich mit meiner Ehre dafür, daß Sie Genugthuung erhalten sollen.“

Die ganze Erscheinung des Grafen, das silberweiße Haar, die altedeln, würdigen Züge flößten Paul ein unbedingtes Vertrauen ein, dennoch zögerte er, seinen Vorschlag ohne Weiteres anzunehmen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „womit ich diese Theilnahme, Ihr Interesse mir erworben habe.“

„O, Sie vergessen, daß wir eigentlich schon alte Bekannte sind, daß ich mich bereits in Rom lebhaft für Ihr Talent interessirt habe. Sie sind Künstler und ich Kunstfreund, um so lieber biete ich Ihnen meine Hand.“

„Und doch muß ich Anstand nehmen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen. Wichtige Gründe bestimmen mich, in Lindensee zu bleiben und den Ausgang dieser Angelegenheit ruhig abzuwarten.“

„Sie zwingen mich, indiskret zu sein,“ versetzte der Graf. „Nicht ich allein, sondern eine Dame, die meine ganze Achtung besitzt, wünscht, daß ich Sie retten, vor einem unwürdigen Geschick Sie bewahren soll. Der Name thut hier nichts zur Sache. Genug, daß ich mich für Ihre Sicherheit verbürgt habe! Meine Equipage steht bereit, in drei Stunden können wir bequem die Grenze erreichen, wo Sie außer aller Gefahr sind. Ich selbst werde Sie begleiten, um Ihre Verfolger

irre zu führen, da Sie schwerlich Jemand in meiner Gesellschaft und in meinem Wagen suchen wird."

„Das ist zu viel. Ich kann unmöglich einen solchen Dienst von Ihnen annehmen, Herr Graf!"

„Still!" versetzte der liebenswürdige Edelmann. „Wir müssen unserem Schutzgeist gehorchen. Ce que Dame veut, Dieu veut!"

VIII.

Wenige Stunden später verließ Paul an der Seite des Grafen den verhängnißvollen Badeort und seine Bewohner mit weit schwererem Herzen, als er ihn betreten hatte. So kurz auch die Fahrt dauerte, so genügte sie, ihn mit Achtung und Verehrung für seinen würdigen Reisegefährten zu erfüllen.

Der Graf besaß eine seltene Bildung, den feinsten Geschmack und eine nicht bloß anerzogene, sondern angeborene Liebenswürdigkeit des Herzens, so daß die vollendete Form dem edlen Innern seiner wahrhaft vornehmen Natur entsprach. Er war in der That ein echter Edelmann, einer jener seltenen Aristokraten, welche

mit dem Vortheil der Geburt und eines großen, unabhängigen Vermögens alle Vorzüge des Geistes und einer von keiner Beschränkung, keinem Vorurtheil beengten Lebensanschauung verbindet. Im Stillen verglich ihn Paul mit dem Bilde eines hellen Wintertages, klar wie der blaue, wolkenlose Himmel, frisch wie die kalte, nervenstärkende Luft, und rein wie der weiße Schnee, der die grüne Frühlingssaat schonend bedeckt.

Einem solchen Mann vertraute der Künstler ohne Anstand sein Geheimniß, die Ehre seiner Schwester und den Grund seines Angriffs auf den Legationssekretär, während der Graf durch freundlichen Zuspruch, durch herzliche Theilnahme seinen Reisegefährten zu trösten und aufzurichten suchte.

Beide rückten sich unter solchen Mittheilungen näher und befreundeten sich inniger, als dieß sonst selbst bei jahrelanger Bekanntschaft zu geschehen pflegt. Die Erinnerung an Clara, obgleich ihr Name kaum genannt wurde, knüpfte das Band nur noch fester und wurde gleichsam das geheime Freimaurerzeichen für ihre beiden, durch Alter und Lebensstellung verschiedenen Verehrer.

Erst als der Graf von ihm Abschied nahm, empfand Paul das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, der

Trennung von Allem, was ihm theuer war. Mit dem würdigen Greise schien ihm die letzte Hoffnung zu verschwinden. Erst jetzt war er allein. Traurig setzte er seinen Weg fort, der ihn immer tiefer in das eigentliche Hochgebirge führte. Jenseits der Grenze nahm die Landschaft einen immer wilderen Charakter an, stiegen die Felsmassen immer trotziger empor, aber diese düsteren, chaotischen Trümmer einer gewaltigen Erdrevolution harmonirten wunderbar mit seiner eigenen Stimmung. Bald war der blaue See mit den lieblichen Ufern seinen Blicken entrückt, nur der schäumende Gießbach, der sich in seinen Schooß ergoß, begleitete ihn wie eine Erinnerung an sein verlorenes Glück. Ueber schwarzes Steingerölle stürzten sich die tobenden Wellen, in ihrer Hast und Unruhe ein Abbild seines eigenen bewegten Lebens. Die Felsen drängten sich näher und jäher zusammen, als wollten sie ihm den Pfad versperren.

Paul befand sich in der ihm wohlbekannten „Klamm," einer der großartigsten Szenen dieser wilden, zerrissenen Gebirgsnatur. Mit ungestümer Riesenkraft hatte hier der angeschwollene Bach die hohe Felsenmauer durchbrochen und sich gewaltsam einen Weg gebahnt. Von Absatz zu Absatz stürmte die brausende Flut in die Tiefe nieder, wo sie in dem selbst gewählten Kessel wie er-

mattet von der übermäßigen Anstrengung sich sammelte und auszuruhen schien.

Trotz der pittoresken Wildheit entbehrte der Ort nicht einer gewissen Anmuth, wie sie nur die Natur durch Verschmelzung der Gegensätze des Erhabenen und Lieblichen hervorzubringen vermag. Die feuchten Wände waren mit grünem Moos bekleidet, an dem die Wassertropfen wie ein Schatz von Juwelen und Perlen blitzten. Schlanke Birkenstämmchen und schwankende Blumen klammerten sich an dem harten Gestein mit ihren zarten Wurzeln an, wie rührende Kindergestalten über den Abgrund schwebend und mitten im Brausen der tobenden Elemente lächelnd. Das gedämpfte Licht des Tages verbreitete einen eigenthümlichen magischen Schimmer über die Schrecken der Natur, und tröstend wie ein treuer Freund im Unglück blickte der blaue Himmelstreif durch den zerrissenen engen Felsenspalt, während die beruhigte Flut mit ihrem leuchtenden Grün an die Farbe der Hoffnung mahnte.

Unwillkürlich fand sich Paul von dem romantischen Zauber dieses Schauspiels auf's Neue gefesselt, das sich zugleich in seinem Künstlerauge und in seiner Seele wiederspiegelte. Auf einem bemoosten Stein saß er lange Zeit und starrte, das müde Haupt auf seine

Hand gestützt, in die rauschenden Wellen, welche seinen ruhelosen Gedanken glichen.

„Woher und wohin? Wozu dieses Drängen und Treiben?“ Ewige Fragen, für die er keine Antwort fand.

Das große Räthsel des Lebens trat in diesem Augenblick mächtiger als je an ihn heran, aber die Natur, an die er sich wandte, blieb stumm, oder er verstand ihre Sprache nicht. In ihrem Schooße suchte er jetzt Genesung und Heilung für die Wunden, welche die Gesellschaft ihm geschlagen, doch der ersehnte Friede floh das zerrüttete Gemüth. Stunde auf Stunde verrann ihm so im düsteren Brüten über sein Geschick, bis ihn die untergehende Sonne und die zunehmende Kühle in der feuchten „Klamm“ zum Aufbruch mahnte.

Von seinen früheren Wanderungen her war ihm die Gegend wohl bekannt und er erinnerte sich jetzt an die alte Bergschenke, wo er vor Jahren zum Behufe seiner Studien sich längere Zeit aufgehalten hatte. Die stille Abgeschiedenheit des Hauses mitten in den Bergen, das treuherzige Wesen des einfachen Wirthes und dessen Familie hatten ihn damals so sehr gefallen, daß er wieder dahin seine Schritte lenkte und bis zur Erledigung seiner Angelegenheit dort zu verweilen gedachte.

Nach einer kurzen Wanderung erreichte er das alte Haus mit seinem verwetterten Dache und niederen Fenstern, das bei der hereinbrechenden Dämmerung zwischen den Felsen selbst wie ein grauer Steinblock lag. Auf der Schwelle begrüßte ihn eine junge Frau in ländlicher Tracht, die auf ihren Armen ein schönes, zweijähriges Kind trug. Er fragte sie nach dem alten Wirth und ob er wohl ein Unterkommen finden könnte.

„Vater und Mutter sind im vergangenen Jahre gestorben," erwiederte sie traurig.

„So bist Du die Wirthin?" fragte Paul.

„Ich und mein Mann hausen jetzt hier, aber ich weiß nicht, ob es Euch bei uns gefallen wird. Gäste Eures Standes kehren nur selten bei uns ein."

„O, ich bin ein alter Bekannter und werde Euch wenig Umstände machen. Erinnerst Du Dich nicht mehr an den Maler mit dem Ziegenbart?"

„Mein Gott!" rief die Frau freudig erschreckt. „Wo habe ich meine Augen gehabt. Ihr seid es, Herr Paul! Warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt?"

„Ei, es ging mir gerade wie Dir. Wie konnte ich auch glauben, daß die kleine Vroni eine so stattliche Wirthin geworden ist!"

„Ja, ja!“ versetzte das junge Weib, unwillkürlich aufseufzend; „die Zeit vergeht, man weiß selbst nicht wie, und ehe man sich's versieht, ist das Alter, sind die Sorgen da.“

Während sie das Alles mit tonloser, gedrückter Stimme sprach, streckte das kleine Kind auf ihrem Arm dem Maler sein Händchen entgegen, indem es wohl in ihm den abwesenden Vater zu erblicken glaubte. Als es aber seinen Irrthum gewahr wurde, versteckte es scheu den blonden Lockenkopf an den Busen der lächelnden Mutter.

„Und ein Kind hast Du auch schon?“ sagte der Maler. „Ich kann es mir noch immer nicht denken, daß die wilde Hummel, die Du früher warst, mir jetzt als ehrbare Frau und Mutter hier entgegen tritt. Doch wo ist denn Dein Mann? Den muß ich doch vor Allem sehen und mich in aller Form als alter Bekannter der Familie vorstellen.“

„Mein Mann,“ versetzte sie zögernd und mit einer gewissen Verlegenheit, „ist über die Grenze gegangen, von wo er erst in einigen Tagen zurückkommt. Einstweilen will ich Euch gern bei mir beherbergen, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt, da Ihr ein Freund und Bekannter meiner Eltern seid.“

„Ich kann doch das alte Dachstübchen mit der Aussicht auf den Höllenkogel haben?“

„Ihr müßt Euch nur ein wenig gedulden, da ich erst Alles herrichten muß. Wie gesagt, es kommen nur selten Gäste auf längere Zeit zu uns. Die Herren Maler haben sich verzogen und nach dem neuen Gasthof ober der „Klamm“ gewendet. Um so mehr freut es mich, daß Ihr Euch noch unser erinnert habt und ich will es auch gewiß Euch an nichts fehlen lassen.“

Nach und nach ließ die junge Wirthin die anfänglich den Maler befremdende Zurückhaltung schwinden, indem sie ihn mit freundlichen Worten aufforderte, ihr in das wohlbekannte Haus zu folgen. Seit seiner langjährigen Abwesenheit hatte sich äußerlich nichts verändert, es waren dieselben Bretterwände mit den flüchtigen Zeichnungen und Skizzen, von seiner Hand und der Hand befreundeter Maler auf der weißen Tünche leicht hingeworfen, dieselben niedrigen von Rauch und Alter geschwärzten Balken der Decke. In der Ecke stand der große, grüne Ofen mit den eingebrannten Patriarchen und Erzvätern aus dem alten Testament, und über der Thür hing der kupferne Weihkessel mit dem heiligen Wasser und dem vertrockneten Palmenbusch. Das Alles lag und stand wie vor alten Zeiten,

und doch war es Paul, als ob ihm etwas fehlte, als ob es hier ganz anders geworden wäre. Ueber dem Ganzen schwebte eine unerklärliche Traurigkeit, eine melancholisch düstere Färbung, die er jedoch auf die grauen Schatten und das dämmernde Zwielicht zu schieben geneigt war.

Auch das Wesen der jungen Wirthin hatte etwas Gedrücktes und Befremdendes für ihn, trotzdem sie sichtlich bemüht war, den Gast mit der früheren Herzlichkeit aufzunehmen. Ein geheimer Kummer schien auf ihr zu lasten, den sie vergeblich zu verbergen suchte. Aber der Schmerz verlieh dem bleichen Gesicht der Bäuerin einen eigenthümlichen Reiz und veredelte und vergeistigte gleichsam ihre Züge. Das verschleierte Auge mit den langen, blonden Wimpern verlieh ihr einen madonnenhaften Ausdruck, der ihn an die frommen Bilder der alten deutschen Meister erinnerte. Während er diese Beobachtungen anstellte und dazwischen einige Fragen an sie richtete, zündete sie, da es unterdessen Nacht geworden war, ein Licht an, nachdem sie das auf ihrem Arm eingeschlafene Kind zu Bette gebracht hatte. Auf seine Aufforderung setzte sie sich an seine Seite und erzählte von dem Tode ihrer Eltern, sprach von ihrem Kinde mit der vollen Innigkeit und Liebe einer jungen Mutter,

dagegen schien sie absichtlich jede Erwähnung des abwesenden Mannes zu vermeiden, obwohl Paul wiederholt das Gespräch auf ihn zu lenken suchte. Seine Theilnahme mußte ihr wohl thun, die Erinnerung an ihre Jugend und an ihre frühere Begegnung mit dem Maler lockte öfters ein vorübergehendes Lächeln über das ernste Gesicht, und bald verfiel sie wieder ganz in den alten, vertraulichen und selbst heiteren Ton aus vergangenen Tagen.

„Und Ihr," sagte die junge Wirthin, „habt noch immer keine Frau gefunden?"

„Wie Du siehst, bin ich frei wie der Vogel in der Luft und werde es auch wohl bis an mein seliges Ende bleiben."

„Das ist nicht recht und ist nicht wahr. Jeder Vogel hat sein Nest und sorgt für Weib und Kind. Ein Mann wie Ihr, der sein Auskommen hat, soll sich nicht von der unvernünftigen Kreatur beschämen lassen."

„Und doch heißt es im alten Spruch: ‚Ehestand, Wehestand, viel Leid und wenig Freud'. Du selbst kommst mir nicht halb so lustig vor, wie damals, als Du noch von keinem Mann gewußt hast."

„Das würde sich auch nicht schicken. Eine Frau kann nicht lachen und springen wie ein junges Mädchen, das nur in den Tag hineinlebt und keine anderen Sorgen als Tanz und Kirchweih kennt. Damit ist es freilich aus und doch möcht' ich nicht zurücktauschen um alles Geld. Seit ich eine Frau geworden bin, kommt mir die Welt noch einmal so groß und herrlich vor, und seit ich Mutter bin, ist mir der Himmel so nah, daß ich ihn oft mit meinen Händen zu greifen glaube. Mir ist jetzt oft wie dem Blinden zu Muthe, dem ein Wunder plötzlich die Augen geöffnet hat. Ich glaube Sonne und Mond, die Erde und die Sterne zum ersten Mal zu sehen, Tag und Nacht erst jetzt zu unterscheiden. Dabei weiß und verstehe ich Alles besser, meine Bibel und das alte Geschichtsbuch von der heiligen Genofeva, die Menschen und die Welt mit ihrer größten Freud und ihrem bittersten Leid."

Durch den Eintritt der Magd, welche den fremden Maler mit mißtrauischen Blicken zu beobachten schien, wurde die Unterhaltung unterbrochen. Die junge Wirthin rüstete mit ihrer Hülfe das einfache, aber wohlschmeckende Abendbrod, worauf sich Paul auf seine indessen hergestellte Dachstube zurückzog. Trotz seiner Müdigkeit und der natürlichen Abspannung konnte er

nicht sogleich die ersehnte Ruhe finden. Die Erlebnisse des heutigen Tages zogen noch einmal an seiner Seele vorüber und regten ihn im tiefsten Innern auf.

Auch ihm war wie der jungen Wirthin die Welt eine andere geworden, und sein vergangenes Leben erschien ihm wie ein mächtiger Traum, aus dem ihn das Schicksal plötzlich mit eherner Hand geweckt hatte. Nie gekannte Gefühle und Gedanken bewegten seinen Geist und bestürmten seine Brust. Das süße Geheimniß einer wahren und reinen Liebe war ihm aufgegangen und erfüllte ihn zugleich mit unaussprechlicher Seligkeit und namenlosem Schmerz. Ein flüchtiger Augenblick hatte ihm sein Ideal gezeigt, nur um es ihm eben so schnell wieder zu entreißen. Jetzt trennte ihn eine unübersteigliche Kluft von der Geliebten, die er durch die eigene Schuld verloren.

Nicht ungestraft hatte er die sittlichen Schranken überschritten, die moralische Ordnung der Welt verletzt; die beleidigte Familie rächte sich an ihm und an seiner unschuldigen Schwester. Aber auch sein Gegner unterlag demselben unnachsichtlichen Gesetz, und ein gleiches Verhängniß traf den Schuldigen. Immer mehr drängte sich dem Geiste des Künstlers die Ueberzeugung auf von der Nothwendigkeit der von ihm früher verspotteten und

oft verletzten Institutionen, deren tiefere Bedeutung und wesentlichen Einfluß auf die Gesellschaft und unsere eigene Stellung zu derselben er nicht länger leugnen konnte, so sehr sich die Anschauung und der angeborne Freiheitstrieb gegen jede Schranke sträuben mochte. Aber diese spät gekommene Erkenntniß hatte er zu theuer erkauft mit dem Glück seines Lebens, mit dem Verlust seiner Ehre!

Und doch hätte er, gerade wie die schlichte Bäuerin, diese traurig-süßen Erfahrungen nicht entbehren wollen. Wie sie, fühlte er, daß sein Leben durch die Liebe eine höhere Bedeutung, einen tieferen Inhalt gewonnen hatte. Die ganze Welt erschien ihm in verklärtem Licht, Himmel und Erde näher gerückt. Das Räthsel des Daseins quälte und bedrängte ihn nicht mehr, und das unaufhörliche Ringen und Kämpfen der Menschheit hatte jetzt ein Ziel für ihn gefunden. Auch die Natur in ihrer furchtbaren Majestät und mit ihrer stummen Sprache erschloß ihm in der Einsamkeit ihr großes Geheimniß, sie tröstete ihn jetzt, wie die liebende Mutter das weinende Kind.

Ueber den finstern Gebirgsmassen und Abgründen des drohenden „Höllenkogels“ war der helle Mond aufgegangen, der süße Friedensbote und Freund des schlummerlosen Leids. Das sanfte Licht milderte die

schroffen Formen der wilden Felsen und goß auch in seine stürmisch bewegte Seele die ersehnte Ruhe. Der glänzende Lucifer, der Stern der Liebe, und mit ihm unzählige goldene Sterne wachten über seinem Haupte und erfüllten ihn mit neuer Hoffnung und Zuversicht.

An dem geöffneten Fenster, durch welches der frische Nachtwind drang, stand Paul und betete, nicht mit Worten, aber mit frommen Gedanken und heiligen Empfindungen zu dem Gott der ewig wahren, ewig reinen Liebe.

IX.

Auch der Legationssekretär, obgleich dem Künstler an Geist und Gemüth nur wenig gleichend, empfand in seinem Innern die tiefere Nachwirkung jener ernsten Begegnisse. Die Folgen seines Leichtsinns und seiner Genußsucht hatten ihn nicht nur erschreckt, sondern auch innerlich ergriffen, so weit dieß seine oberflächliche Natur nur immer zuließ. Die Krankheit Antoniens, deren Ursache er sich allein zuschreiben mußte, erfüllte ihn mit

Unruhe und wahrer Besorgniß, da er sie wirklich liebte oder wenigstens zu lieben glaubte. Sein Mitleid war erwacht und ließ seinen Egoismus immer mehr in den Hintergrund treten. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe und beunruhigte ihn durch bittere Mahnungen und traurige Bilder. Der Gedanke an die Leiden des armen, von ihm verrathenen Kindes, die Möglichkeit ihres Todes drängten sich ihm unwillkürlich auf, und vergebens suchte er diesen trüben Phantasieen zu entfliehen.

Er selbst erfuhr erst jetzt, wie unentbehrlich ihm das liebliche Kind geworden war, welchen Schmerz und Vorwürfe ihr Verlust ihn bereiten würde. Selbst sein Egoismus hatte an diesem zärtlichen Gefühl einen großen Antheil und verstärkte seine Neigung, seitdem Clara ihm nur zu deutlich ihre Geringschätzung, die fast an Verachtung grenzte, nach dem letzten Vorfall zu erkennen gab. Wenn ihm die Wahl frei stand zwischen seiner stolzen Cousine, deren geistiges Uebergewicht ihn zu Boden drückte, und der naiven, ihn anbetenden Antonie, so konnte er jetzt keinen Augenblick mehr über seine Entscheidung zweifelhaft sein.

Dazu gesellte sich ein eben so starkes, wo nicht noch stärkeres Motiv, die Furcht vor der Oeffentlichkeit, vor

dem Skandal und den damit verbundenen Folgen für seine ganze Existenz und gesellschaftliche Stellung. Er war Zeuge jener erschütternden Begegnung seiner Mutter mit dem alten, verkommenen Sänger gewesen, er hatte dessen Ueberraschung gesehen, den kompromittirenden Ausruf gehört, den verrätherischen Schreck der Staatsräthin, ihr Erbleichen, Zittern und Hinsinken bemerkt, zugleich aber das Geheimniß durchschaut, welches Beide unauflöslich aneinander band.

Er wagte nicht, darüber nachzudenken, nicht, seine Mutter zu befragen, und doch hatte ihn die Wahrheit wie ein Blitz getroffen. Der alte Mann, gegen den er die Pistole abgeschossen, an dessen Leben er fast zum Mörder geworden wäre, stand zu ihm selbst vielleicht in einem so nahen Verhältnisse, daß er ihm die Liebe, Achtung und Verehrung eines Sohnes schuldete.

Und Leon hatte sein Blut vergossen, seine Hand gegen ihn aufgehoben. Ein unwillkürlicher Schauder erfüllte ihn vor diesem schrecklichen Verhängniß, vor der grauenvollen Rache der strengen Nemesis. Zum ersten Male erkannte auch er jene sittlichen Mächte an, die er sonst zu belächeln und zu verspotten gewohnt war. Zum ersten Mal ergriff ihn mit furchtbarer Gewalt das Gefühl seiner Schuld und Verantwortung. Das Vorur-

theil der Geburt und seines Ranges war erschüttert, seine Eitelkeit auf diese äußern Vorzüge, wenn auch nicht gänzlich geschwunden, durch die Vorfälle der letzten ereignißreichen Tage bedeutend herabgestimmt. Die Kluft zwischen dem adeligen Diplomaten und dem einfachen Bürgermädchen erschien ihm nicht mehr so groß und unausfüllbar.

Diese Gesinnungen gaben ihm den Muth, seine Verirrungen der Staatsräthin offen einzugestehen, obgleich die Unterredung zwischen Mutter nnd Sohn für Beide gleich peinlich sein mußte, und doch konnte und wollte er sie nicht länger verschieben.

Die Staatsräthin hatte sich zwar bald von ihrem Nervenanfall erholt, aber sie zog es vor, noch einige Zeit die Rolle der Kranken beizubehalten, um sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Die lebenskluge Dame hoffte noch immer durch ein geschicktes Benehmen die Gerüchte zu entkräften, die Erinnerung an eine fatale Vergangenheit zu beseitigen. Sie wußte aus eigener Erfahrung, daß jeder Skandal sich zuletzt erschöpft und gefahrlos vorüberzieht, wenn die Betheiligten nur mit der nöthigen Klugheit verfahren und sich nicht selbst weiter kompromittiren. Ihre Krankheit sollte zugleich das allgemeine Mitleid erregen und sie vor zu-

dringlicher Neugierde schützen. Diese Berechnung hatte sie nicht ganz getäuscht, da unter den Badegästen in Lindensee zwar die bekannten Auftritte vielfach besprochen wurden, aber Niemand so leicht den Vorwurf der Herzlosigkeit durch Schmähung oder Angriffe auf die arme leidende Dame sich zuziehen wollte. Man begnügte sich mit leisen Andeutungen und Vermuthungen, mit heimlichen Flüstern und Winken; man erzählte bald von einem Attentat auf das Leben des Legationssekretärs, bald von einem Duell auf Leben und Tod zwischen ihm und dem Künstler, bald von dem plötzlichen Wahnsinn des verkommenen Tenoristen, wobei Wahrheit und Dichtung sich in wunderbarster Weise kreuzten und mischten. Selbst die Eingeweihten und Besserunterrichteten schwiegen theils aus Vorsicht, theils aus Esprit de Corps, um die Ehre einer Standesgenossin zu schonen und den bürgerlichen Elementen der Gesellschaft nicht einen Triumph zu gönnen.

Die Absicht der Staatsräthin wurde noch wesentlich durch das Verhalten des verwundeten Sängers unterstützt, der sich unter der besondern Obhut des Grafen Bardenfels befand. Zum Glück erwies sich die Verletzung nicht lebensgefährlich, da die Kugel keine edlen Theile des Körpers getroffen hatte. Nachdem der Arzt

dieselbe beseitigt und den ersten Verband angelegt hatte, stellte sich ein heftiges Wundfieber ein, das einige Tage anhielt, jedoch bald den geeigneten Mitteln wich. Auf die erste Nachricht von dem Anfall waren seine Freunde, und vor Allen die leichtsinnige aber gutmüthige Leonore herbeigeeilt, theils von Neugierde, theils von wirklicher Theilnahme an dem Unglück des Alten gelockt, aber er selbst wünschte vorläufig keinen seiner früheren Genossen zu sehen, um so weniger, da der Arzt jeden Besuch anfänglich auf das Strengste verboten hatte.

Auch für den Alten war eine Zeit der Einkehr und Sammlung gekommen, und die einsamen Tage und schmerzvollen Nächte auf dem Krankenlager waren wohl dazu angethan, die Reue um ein verlorenes Leben zu wecken und den Kern einer ursprünglich edleren Natur zum allmäligen Durchbruch zu bringen. Weit entfernt, die Staatsräthin oder Leon anzuklagen, beobachtete er über sein Verhältniß zu Beiden ein diskretes Schweigen, eine fast chevalereske Zurückhaltung, wodurch er eben so sehr die Besorgnisse der kompromittirten Dame zerstreute, als für sich selbst die Achtung und Theilnahme des Grafen gewann, der sich lebhaft für den großmüthigen Sänger interessirte.

Unter diesen Verhältnissen durfte sich die Staatsräthin der Hoffnung hingeben, durch ihr kluges und feines Benehmen die Gefahr für ihren Ruf und ihre Stellung abzuwenden, als ihr unerwartet der eigene Sohn mit seinem Geständnisse entgegentrat, das alle ihre wohlberechneten Pläne zu vernichten drohte. Unumwunden erzählte Leon der Mutter den Anfang seiner jugendlichen Bekanntschaft mit Antonie, seine zunehmende Neigung für das holde Kind, sprach er mit ihr von seiner Reue, von den quälenden Vorwürfen seines Gewissens, von seiner Liebe und von dem Entschluß, sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen und die Ehre des von ihm verrathenen Mädchens wieder herzustellen.

Mit steigender Verwunderung und sichtlichem Mißfallen hörte die Staatsräthin die seltsamen Bekenntnisse ihres Sohnes, dem sie weder eine so tiefe Leidenschaft, noch einen solchen Ernst zugetraut hatte.

„Leon," rief sie überrascht, „ich erkenne Dich nicht wieder! Solltest Du vielleicht die Absicht haben, einer flüchtigen Neigung, einer kindischen Liebschaft das Glück Deines Lebens, Deine ganze Zukunft zu opfern? Ich kann Dich nicht für so thöricht, für so unbesonnen halten."

„Ich weiß nur, daß ich an dem armen Mädchen ein schweres Unrecht begangen habe, daß ich Antonie inniger liebe, als ich selbst geglaubt. Der Gedanke, sie krank zu wissen, krank durch meine Schuld, bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe keine Ruhe mehr, bevor ich sie nicht wieder gesehen, bevor sie mir nicht vergeben hat. Noch heute will ich abreisen, an ihr Lager eilen, um sie nie mehr zu verlassen."

„Und meinst Du wirklich, daß ich zu einer solchen Tollheit meine Einwilligung geben werde? Habe ich darum die unzähligen Opfer gebracht, Dir durch meinen Einfluß eine glänzende Laufbahn eröffnet, mehr für Dich gethan, als meine Pflicht forderte, um in einem Augenblicke das Gebäude meiner Hoffnungen und Aussichten durch Dich selbst zerstört zu sehen? O, das schmerzt tiefer als Alles, wenn der eigene Sohn uns den Dolch in die Brust stößt."

Zur Unterstützung ihrer pathetischen Rede drückte die Staatsräthin ihr weißes Batisttuch an die Augen und vergoß wirklich einige natürliche Thränen, da sie zu den Frauen gehörte, welchen das nöthige Augenwasser bei ähnlichen Gelegenheiten leicht zu Gebote steht. Wider ihre Erwartung und gegen alle früheren Erfahrungen verfehlte jedoch das sonst bewährte Mittel dieß-

mal seinen Zweck, indem der Legationssekretär keineswegs die Rührung und Nachgiebigkeit zeigte, auf die sie mit Sicherheit gerechnet hatte.

„So schwer," sagte er mit überraschender Festigkeit, „es mir auch fällt, Dich zu betrüben, so muß ich doch auf meinem Entschluß beharren. Noch heute will ich abreisen, um Antonie zu sehen. Ich habe nur zu lange aus Rücksicht auf Dich gezögert, da ich ohne Deine Einwilligung nicht fortgehen wollte. Der Himmel verhüte, daß ich zu spät komme. Sollte ihr ein Unglück begegnen, so würde ich mir ewige Vorwürfe machen. Ich könnte darüber rasend werden."

„Du bist es schon. Hast Du vergessen, daß Du mit Clara fast so gut wie verlobt bist, daß Du Deine Cousine aufgeben, alle meine Pläne für Deine Zukunft für immer durch einen solchen unüberlegten Schritt vernichten willst? Glaubst Du ein begangenes Unrecht durch ein noch größeres wieder gut zu machen und daß ich meine Zustimmung dazu geben werde?"

„Meine stolze Cousine wird sich nur zu leicht zu trösten wissen. Du täuschest Dich vielleicht absichtlich über Clara und ihre Empfindungen für mich. Ich kenne sie besser; sie liebt mich nicht, kann mich nicht lieben, weil sie einen Andern liebt."

„Du meinst den Maler, aber Du irrst Dich. Clara ist zu stolz, um einem solchen Abenteurer ihre Hand zu reichen, selbst wenn sie ihn wirklich lieben sollte. Außerdem ist er jetzt entfernt, er dürfte nicht so bald zurückkehren und Dir gefährlich werden. Sie wird und muß ihn vergessen."

„Trotzdem verschmäht sie mich, wie mir ihr Benehmen nur zu deutlich zeigt. Aber selbst wenn sie anders gesinnt wäre, würde ich mich nie an der Seite des stolzen, sich selbst genügenden und auf mich herabsehenden Mädchens glücklich fühlen. All' ihr Geist, selbst ihr großes Vermögen kann mich nicht länger bestechen und wiegt nicht das Herz meiner Antonie auf."

„Ah, das ist etwas Anderes!" versetzte die Staatsräthin ironisch, „Du scheinst entschlossen, mit einem zärtlichen Herzen in einer Hütte zu leben. Auf mich kannst Du nicht rechnen, und Dein Gehalt als Legationssekretär dürfte schwerlich hinreichen, Dich und Deine Frau, vielleicht bald eine kleine Familie, standesgemäß zu ernähren."

„Ich habe allerdings," entgegnete er bestürzt, „auf Deine Güte gezählt, aber wir sind Beide jung, Antonie kaum siebenzehn Jahre, und im Nothfall werden wir warten."

„Bis Du Legationsrath geworden oder ich gestorben bin," ergänzte die Mutter. „Und wenn dieser Fall früher oder später eintreten sollte, wirst Du mit andern, vielleicht noch größern Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben. Die Gesellschaft kann und wird Dir nicht so leicht Deine Mißheirath verzeihen und wird Dir oder vielmehr Deiner Frau die Thür verschließen. Unmöglich kannst Du verlangen, daß man am Hofe oder in den diplomatischen Kreisen das ehemalige Fräulein Ewald empfängt. Das gibt tägliche Reibungen, die Dir das Leben verleiden, Deine Stellung unmöglich machen. Eines Tages wird Dir der Minister die Weisung geben, um Deinen Abschied einzukommen. Deine Carrière ist geschlossen, und es bleibt Dir nichts übrig, als mit Deiner Familie Dich einzuschränken und zu darben. Und das Alles um eine Thorheit, um eine kindische Liebe zu einem unreifen, unbedeutenden Mädchen. Leon, ich habe Dich für klüger gehalten. Bedenke, was Du thun willst. Rang, Stellung und Geburt für eine solche Chimäre aufzuopfern!"

„Und wenn Rang, Stellung und Geburt auch nur eine Chimäre sind?" rief er plötzlich, durch ihren unerwarteten Widerstand gereizt.

„Wie meinst Du das?“ fragte sie mit erheuchelter Unbefangenheit, während sie innerlich erbebte.

Leon zögerte, den wunden Fleck in dem Leben seiner Mutter zu berühren; ein Rest kindlicher Pietät, eine natürliche Scham und Ehrfurcht hatte ihn bisher zurückgehalten, aber ihre kalte Ironie, ihre unerwartete Härte trieb ihn jetzt zum Aeußersten.

„Ich bin kein Kind mehr,“ sagte er im ernsten Ton. „und kenne die Welt vielleicht nur zu gut. Du selbst warst ja meine Lehrerin, und durch Dich habe ich die Gesellschaft verachten gelernt, mit deren Ausschließung und Verurtheilung Du mir drohst. Denkst Du, daß ich nicht weiß, welche Verirrungen, Thorheiten und Laster sich unter der schimmernden Hülle bergen? Lüge, Korruption, Meineid und Betrug, Schmach und Schande. Ein Thor, der auf Rang und Geburt noch einen Werth legt, wenn ein hergelaufener Buffo sich der Gunst der hochgestelltesten Dame frech rühmen darf.“

„Leon!“ schrie entsetzt die Staatsräthin und barg ihr bleiches Gesicht in die zitternden Hände. „Halt' ein, oder Du wirst mich tödten!“

Eine tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, nur unterbrochen von dem krampfhaften Schluchzen der Staatsräthin.

„Verlaß mich!“ flehte sie nach einer bangen, peinlichen Pause. „Ich muß mich sammeln, ehe ich Dir auf Deine Beschuldigungen antworten kann. Die Strafe ist zu groß, zu hart für mein Vergehen.“

Gerührt von der Wahrheit ihres Schmerzes, wollte Leon ihre Hand ergreifen und einige Worte zur Versöhnung stammeln, aber sie winkte ihm, daß er sich entfernen und sie allein lassen sollte.

Ihr Widerstand war gebrochen; jene Gemüthshärte, welche wunderbarer Weise bei hysterischen Frauen neben einer überschwenglichen Gefühlsschwärmerei bestehen kann, schien geschwunden, und sie fühlte sich tief erschüttert und gebeugt. Der Kampf mit ihrem Sohne hatte sie erschöpft; sie sah sich gezwungen, ihre hochfliegenden Pläne aufzugeben, aber noch mehr schmerzte sie der Gedanke, daß Leon um ihr Geheimniß wußte, quälte sie die Furcht vor seinen nur zu gerechten Vorwürfen.

Der eigene Sohn war zum Zeugen ihrer Schmach, zum Werkzeug in der Hand der Vorsehung geworden, um von ihr Rechenschaft für die verletzten Gesetze der Gesellschaft, für die durch sie beleidigte Familie zu fordern. Trotz ihres Egoismus liebte sie Leon mit der ganzen Zärtlichkeit des Mutterherzens, er war das einzige Wesen in der Welt, für das sie noch ein wahres,

inniges Gefühl empfand, und gerade er war zu ihrer Züchtigung ersehen und mußte sie am Tiefsten verletzen. Sah sie mit seiner Achtung die ihr zur Gewohnheit gewordene Herrschaft über den Sohn verloren, so wollte sie wenigstens sich seine Liebe, das Einzige, was ihr noch übrig blieb, um jeden Preis zu retten suchen. Nur durch Nachgiebigkeit konnte sie hoffen, ihn zu sich zurückzuführen und ihn von Neuem zu fesseln. Die lebenskluge Frau erkannte die Nothwendigkeit, sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen, aber es kostete sie einen schweren Kampf, ehe sie zu diesem Entschlusse gelangte. Ein Gefühl von Eifersucht, das manchen Müttern nicht fremd zu sein pflegt, erfüllte sie gegen die aufgedrungene Schwiegertochter, die ihr das Herz des Sohnes entfremdet hatte und mit der sie fortan seine Liebe theilen sollte.

Von Leon und dessen Geliebten schweiften ihre aufgeregten Gedanken weiter zu dem verwundeten Sänger, den sie seit jener Katastrophe nicht mehr gesehen, den sie niemals wieder sehen wollte. Auch an ihm hatte sie schwer gesündigt und gefehlt, indem sie rücksichtslos ihn preisgegeben und ihrem Rufe und ihrer gesellschaftlichen Stellung hingeopfert, unbekümmert um sein ferneres Geschick. Und jetzt stand er ihr gegenüber, durch

sie zum Bettler geworden, von der Hand des Sohnes verwundet, auf das schmerzhafte Siechbett hingestreckt. Sie schauderte vor der von ihr ausgestreuten Drachensaat, vor dem geheimen Fluch der Schuld, der im Verborgenen lauert und plötzlich wie ein Blitz auf das sündige Haupt herniederfährt.

Von Reue und Angst bestürmt, überwand sie ihren bisherigen Widerwillen gegen den armen, heruntergekommenen Geliebten ihrer Jugend, für den sie jetzt ein tiefes Mitleid, eine innige Theilnahme empfand. Sie wollte ihn noch heute sehen, seine Vergebung suchen, und zugleich, wie dieß ihre Klugheit forderte, sich seines Stillschweigens für immer versichern. Da der Alte noch mit ihr in demselben Hotel als Rekonvaleszent verweilte, so fiel es ihr nicht schwer, unbemerkt zu ihm zu gelangen. Auch durfte ihr Besuch um so weniger auffallen, da es nur ein Gebot der Schicklichkeit und Menschenfreundlichkeit war, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Wider Erwarten fand sie ihn ruhig, fast heiter und selbst in seinem Aeußern wohlthätig verändert. Die sorgfältige Pflege der letzten Tage, das friedliche, geregelte Leben, das er dem Grafen Bardenfels verdankte, und der geistige Einfluß des würdigen Mannes auf

seinen Schutzbefohlenen hatte das Wesen und auch den Charakter des Verkommenen wieder gehoben und gleichsam veredelt. In eine bessere und reinere Atmosphäre versetzt, von dem wilden Treiben seiner Genossen entfernt, durch die ernsten Ereignisse und seine Krankheit auf sich selbst angewiesen, war er selbst ein Anderer und Besserer geworden.

Mit traurigem Lächeln nahm er ihre Hand, die sie ihm stumm zur Versöhnung reichte. Kein Vorwurf, keine Klage kam von seinen Lippen, während sie sich selbst anschuldigte.

„Ich habe Ihnen und auch Ihrem Sohne Alles vergeben,“ sagte er sichtlich erschüttert.

„Und ich will Alles wieder gut machen, was ich verbrochen und gesündigt habe. In Zukunft werde ich für Sie sorgen, wie für meinen besten Freund.“

„Nein, nein!“ versetzte der Alte mit einer Anwandlung seines früheren Stolzes. „Ich will Ihnen nicht zur Last fallen. Unsere Wege gehen auseinander, wir werden uns nicht so bald wieder sehen. Lassen Sie uns heute Abschied nehmen für unser ferneres Leben.“

„Und was soll aus Ihnen werden? So viel ich weiß, befinden Sie sich nicht in der Lage, mein Aner-

bieten zurückzuweisen. Auch ich bin Ihrer Diskretion, auf die ich rechnen darf, einen solchen Dank schuldig."

„Sie haben nichts von mir zu fürchten, Ihr Geheimniß wird mit mir begraben werden. Dafür bürgt Ihnen das Wort eines Ehrenmannes. Ich will Ihnen und Ihrem Sohne das drückende Gefühl meiner Gegenwart für immer ersparen und werde zu diesem Behufe den Grafen, der mir die Stelle eines Gesellschafters angeboten hat, auf dessen Reisen begleiten."

„So kann ich nichts für Sie thun; in keiner Weise meine Reue Ihnen durch die That beweisen?"

„Doch!" versetzte der Alte mit ungewohnter Würde. „Wenn Sie Leon vor den Verirrungen unserer Jugend bewahren, wenn Sie ihn dazu vermögen, die Schwester meines Freundes glücklich zu machen, ein begangenes Unrecht zu sühnen. Wir haben Beide schwer gesündigt und dafür gebüßt, ersparen Sie Ihrem Sohne ein ähnliches Geschick, den Fluch, der den Schuldigen früher oder später trifft."

„Ich kam bereits mit diesem Gedanken zu Ihnen, und Sie bestärken mich nur in meinem bereits gefaßten Entschlusse. Ich selbst will mit meinem Sohne nach der Residenz, um das Mädchen seiner Wahl kennen zu

lernen und, wenn sie würdig erscheint, sie mit ihm zu verbinden."

„Sie werden wohl daran thun, aber zögern Sie nicht länger, da die Arme, wie ich höre, schwer erkrankt darnieder liegt. Vielleicht gelingt es noch, die Wunden, welche ihr die Liebe schlug, durch die Liebe zu heilen."

„Und mein, unser Sohn," fragte die Staatsräthin, „was soll ich ihm von Ihnen sagen?"

„Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe! daß er meiner gedenken soll wie eines Gestorbenen, dessen Thorheit und Verirrung das Grab für immer deckt."

X.

Während dieser Vorgänge hatte sich Paul in der einsamen Bergschenke häuslich niedergelassen und so heimisch gemacht, als es ihm unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Im reichsten Maße genoß er den stillen Frieden der Einsamkeit, und wenn ihn die Sehnsucht nach dem verlornen Glück überwältigen wollte, eilte er mit dem Skizzenbuch in die nahen Berge, wo

er sich mit hingebender Liebe in die Natur vertiefte und den Segen der Arbeit an sich erprobte.

Beruhigt und gestärkt kehrte er dann gegen Abend in das stille Haus zurück, auf dessen Schwelle ihn die junge Wirthin mit dem lächelnden Kind empfing, das nicht mehr vor dem bärtigen Maler zurückscheute, sondern ihm wie einem alten Bekannten schon aus der Ferne entgegen jauchzte.

Die Gesellschaft der tüchtigen, um ihn besorgten Frau genügte und befriedigte ihn mehr als das leere, nichtige Salongespräch so gewandter, hochgebildeter Damen. Unwillkürlich bewunderte er den natürlichen Verstand und das gesunde Gefühl der Bäuerin, welche manche ihrer vornehmen Schwestern durch ihren angebornen Takt beschämte. Mit feinem Instinkt schien sie den geheimen Schmerz seiner Seele zu ahnen und ohne sich ihm aufzudrängen, zu theilen. Sie besaß den geschärften Blick der Unglücklichen für fremdes Leid, und fühlte sich vielleicht dadurch noch mehr zu dem alten Bekannten hingezogen, gerade wie das verborgene Mißgeschick, das auf ihr zu lasten schien, sein Interesse für sie noch erhöhte. Beide rückten sich mit jedem Tag näher, ohne daß sich ein unreiner Gedanke in das vertrauliche Verhältniß mischte.

Dieses wohlthuende, wenn auch beschränkte Stillleben hatte für Paul einen besonderen Reiz und wirkte befriedigend auf seinen aufgeregten Geist. Eine Woche war ihm bereits in dieser Weise verflossen, als die Heimkehr des schon früher erwarteten Wirthes die ihm lieb gewordene Einförmigkeit seines Daseins unterbrach und die kaum gewonnene Ruhe zu stören drohte.

Mit mißtrauischen Blicken begrüßte der große, schlanke Mann, dessen sonst schönes Gesicht durch einen finstern Zug und eine gewisse Härte entstellt wurde, den fremden Gast, der ihm sichtlich nicht gelegen kam.

Die Unfreundlichkeit des Wirths suchte die gutmüthige Frau durch verdoppelte Zuvorkommenheit wieder gut zu machen, wodurch sie jedoch nur die schon vorhandene Abneigung gegen ihren Willen steigerte. Nur die Rücksicht auf das herzensgute Weib und der Wunsch, hier die versprochenen Briefe und Nachrichten des Grafen Bardenfels abzuwarten, ließen ihn das unhöfliche, fast feindliche Wesen des tückischen Wirths ertragen, seit dessen Rückkehr ein ungewöhnlich lautes Leben in der sonst so stillen und einsamen Bergschenke herrschte. Außer den früheren Gästen, einigen Holzknechten, Bauern und Fuhrleuten, sah man jetzt verschiedene seltsame Gestalten, verdächtige Gesichter, wilde Erscheinungen, ver-

wegene Wildschützen, Pascher und ähnliche mit den Gesetzen zerfallene Menschen, wie sie meist in der Nähe der Grenze, besonders im Gebirge angetroffen werden. Von Zeit zu Zeit und besonders an Sonn- und Festtagen gesellten sich wohl auch Frauen und Dirnen zu den Männern, dann wurde getrunken, gescherzt, gelacht, daß die sonst so stillen Räume wiederhallten von dem ungewohnten Lärm.

Paul fand nur wenig Gefallen an dem wilden Treiben, das nur zu oft in Streit ausartete und mit einer blutigen Schlägerei endete. Das rohe Wesen der Männer, der freche Ton der Dirnen widerte ihn an, und er hielt sich möglichst fern davon, indem er meist zurückgezogen auf seiner Dachstube verweilte oder in den Bergen herumschweifte, wo er stets neue Schönheiten entdeckte.

Nur selten mischte er sich in die bunte Gesellschaft, welche allerdings dem Künstler manche Gelegenheit zu interessanten Studien und Beobachtungen bot. Zuweilen zeichnete er die charakteristische Gestalt eines Wildschützen oder eine kräftige Magd in ihrer eigenthümlichen Landestracht. Auch das Bild seiner jungen Wirthin hatte er mit großer Liebe begonnen, um ihren schönen Kopf als Madonna zu benutzen, trotzdem sie sich anfänglich ihm zu sitzen weigerte, als sie von seiner Ab-

sicht hörte. Nur auf seine wiederholte Bitte gab sie endlich ihre Einwilligung, nachdem er ihr versprochen hatte, eine Kopie für ihren Mann zu malen. womit sie diesen überraschen wollte. Aus dem Grunde fanden auch die seltenen Sitzungen nur heimlich statt; trotzdem blieben sie nicht unbeachtet, da die Magd, welche zugleich als Spionin diente, diese unschuldigen Zusammenkünfte dem Herrn hinterbrachte und dadurch dessen Abneigung zum wilden Hasse steigerte.

An einem schwülen Sonntag, wo ein schweres Gewitter drohend am Himmel stand, sah sich Paul wider Willen auf die enge Bergschenke beschränkt, welche heute ganz besonders zahlreich von den gewöhnlichen Stammgästen besucht wurde. Senner und Sennerinnen waren von der benachbarten Alp herabgekommen, um nach wochenlangen Entbehrungen wieder einmal mit Menschen zu verkehren und einen anderen Ton als das Brüllen und Blöcken ihres Viehs zu hören. Schmucke Dirnen im rothen Mieder, schlanke Bursche in grauer Joppe und mit grünem Berghut saßen an der langen Tafel, tranken sauren Landwein und sangen dazu jene wunderbaren Lieder, bald schwermüthig, bald ausgelassen, in denen sich unwillkürlich das Herz des deutschen Volks in seiner ganzen Gefühlstiefe und mit seiner jäh her-

vorbrechenden Lustigkeit offenbart. Eine Gesellschaft von alten Paschern und Wilddieben spielte in der Ecke mit schmutzigen Blättern „Dreikart,“ zuweilen den ergreifenden Gesang durch einen lauten Fluch oder rohes Gelächter unterbrechend. Wirth und Wirthin gingen ab und zu und bedienten ihre Gäste, hier einen freundlichen Gruß, dort einen kräftigen Händedruck austauschend. An der Seite des alten Zitherspielers, der sich ebenfalls eingefunden, hatte sich Paul auf der kleinen Bühne niedergelassen, welche durch einen Verschlag von dem übrigen Raum getrennt war. Unbemerkt warf er hier seine flüchtigen Skizzen auf das Papier, das bunte Schauspiel eines dem Künstler nur selten gebotenen Volkslebens für sein Album benutzend und aufbewahrend. Sein Thun machte um so weniger Aufsehen, da die Stammgäste den Maler bereits kannten und sich selbst geschmeichelt fanden, wenn er mit geschickter Hand ihre Züge verewigte. Ab und zu trat wohl auch ein fröhlicher Bursche an ihn heran, um ihm zuzutrinken, scherzte eine schalkhafte Dirne mit dem schmucken Künstler, der außerdem durch seine Reisen den richtigen Ton im Verkehr mit dem Volke zu treffen wußte.

Jetzt verstummte der Gesang des Chors, dem er mit sichtlicher Theilnahme gelauscht; der alte Zither-

spieler nahm sein Instrument und begann einen lustigen Ländler, die Paare stellten sich zum Tanze auf. Anfänglich bewegten sie sich mit abgemessenen Schritten in dem engen Kreis der Schenke, Bursche und Mädchen fest umschlungen, eng aneinander geschmiegt. Bald aber entfaltete sich der Reigen zu immer höherer Freiheit und Ungebundenheit, zu jauchzender Lust. Im Gefühl der Sicherheit und seines Sieges gewiß ließ der Tänzer seine Dirne los, und während sie seinen Armen entschlüpfte, mit trippelnden Schritten sich von ihm entfernte und sich wieder näherte, schalkhaft ihn fliehend oder ihn zärtlich suchend, genoß er im Voraus seinen gewissen Triumph, indem er übermüthig mit der Zunge schnalzte, pfiff, einen gellenden Jauchzer ausstieß und wie im rasenden Uebermuth mit den Füßen den schwarzen Boden stampfte, zugleich mit beiden Händen auf dem prallen Schenkel, Knie und Fußabsätzen laut den Takt zu der Melodie des Tanzes schlagend.

Zuweilen genügte nicht mehr dieser Ausbruch der rasenden Lustigkeit, immer kühner wurden die Bewegungen, immer herausfordernder die Stellungen; sämmtliche Glieder, der ganze Körper zuckte zusammen und schnellte wieder wie ein elastischer Ball empor, wechselte mit Burzelbäumen und Rädern ab, setzte mit

kühnen Sprüngen, die Hände auf die Schultern der kräftigen Tänzerin gestützt, über ihren Kopf, oder schlüpfte unter ihrem verschränkten Arm hinweg, bis er zuletzt mit dem ganzen Aufgebot seiner unerschöpften Kraft das Mädchen ergriff, sie hoch emporschwang und unter allgemeinem Beifallsruf in den Lüften schweben ließ.

Paul hätte keine Künstlernatur besitzen müssen, um nicht die wechselnden Bilder und Figuren des Tanzes mit Interesse zu verfolgen. Die sinnliche Lust des Volkes hatte auch für ihn etwas Berauschendes, und plötzlich sah er sich selbst unerwartet und ungesucht hineingezogen, als eine frische, braune Dirne, der es an einem Tänzer mangelte, ihn ohne Weiteres bei der Hand faßte und in den wirbelnden Reigen unwiderstehlich fortriß. Bald wurde der flotte Tänzer auch von Andern verlangt, und da es weder rathsam noch schicklich gewesen wäre, zurückzutreten, sah er sich wider seinen Willen festgehalten.

Wirth und Wirthin betheiligten sich nach der Sitte des Landes an dem fröhlichen Getümmel, bald den Gästen einschenkend, bald mit ihnen sich im Kreise drehend. So kam es, daß auch die junge Frau zu dem Maler sich gesellte und mit ihm Arm in Arm da=

hinschwebte. Das schöne Paar tanzte mit einer Anmuth und Grazie, die unwillkürlich das Schönheitsgefühl selbst dieser rohen Menge weckte. Ihre Bewegungen waren weniger stürmisch, aber um so gefälliger, ohne darum an Kraft zu verlieren. Mit niedergeschlagenen Augen und züchtig verschämten Wangen umflatterte Vroni wie eine Libelle leicht und ätherisch den Künstler, während er durch einen gewissen ritterlichen Anstand den ländlichen Tanz zu adeln und in eine höhere Sphäre ästhetischer und malerischer Befriedigung zu erheben wußte. Nicht umsonst hatte er in Rom und Neapel den Saltarello und Bolero, den italienischen Volkstanz, in seiner höchsten Vollendung angeschaut und zu künstlerischen Zwecken studirt.

Um dem Meisterpaare zuzusehen, hörten die übrigen Tänzer auf, selbst die Kartenspieler machten eine Pause, legten die schmutzigen Blätter auf den Herd und stiegen auf die Bänke und Tische, um das seltene Schauspiel besser zu genießen. Ein eigener Zauber schien die Beiden zu umschweben und von ihnen auf die Anwesenden zurückzustrahlen, wie sie so in trunkener Selbstvergessenheit gleich lichten Geistern, losgelöst von dieser Erde, schwebten. Es war, als ob das Volk zum Bewußtsein der eigenen Schönheit und Anmuth gelangte,

die sich nur zu oft bei ihm unter der rohen Form verbirgt, bis sie im günstigen Augenblick unerwartet glänzend, gleich der Sonne, die verhüllende Wolkenschicht durchbricht.

Nur ein Mann theilte nicht die Bewunderung der Menge, mit finsteren Blicken, von wilder Eifersucht entflammt, verfolgte der tückische Wirth das schöne Paar. Unheimlich leuchteten seine Augen, und nur mit Mühe hielt er seine aufsteigende Wuth zurück. Zu spät bemerkte Veronika die drohende Zornader auf der gerötheten Stirn, und plötzlich, wie von einer bangen Ahnung durchzuckt, ließ sie mitten im Tanze die Hand des Künstlers los.

„Was fehlt Dir?“ fragte er erstaunt.

„Seht Ihr nicht,“ flüsterte sie scheu, „meinen Mann? Er kann es nicht leiden, wenn ich mit Andern tanze. Ich fürchte mich vor ihm.“

„Sei unbesorgt, ich werde Dich schützen!“

„Nein, nein! Es ist besser, wenn Ihr geht. Ich kenne ihn und weiß, daß er etwas Böses im Schilde führt. Wenn Ihr mir folgen wollt, so meidet die Bergschenke, ehe Euch ein Unglück widerfährt.“

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt; wir haben Beide kein Unrecht uns vorzuwerfen.“

„Wenn auch. Ihr dürft nicht länger hier bleiben. Eine ehrliche Frau muß auch den Schatten des Verdachts vermeiden und ihren Ruf so rein halten wie ihre Kleider. Ich bitte Euch darum, uns zu verlassen, nicht allein um Euretwillen, sondern auch um meinetwillen; je früher, desto besser."

„Gut! Wenn Dir ein Gefallen geschieht, so will ich morgen früh aufbrechen."

Die kurze Unterredung wurde durch die Dazwischenkunft des eifersüchtigen Wirths unterbrochen, der seine Frau rauh an der Hand faßte und mit sich fortriß.

„Da steht die Gans," sagte er mürrisch, „und gackert und gackert, statt die Gäste zu bedienen, wie es einer rechtschaffenen Wirthin zukommt."

Um nicht den brutalen, von Eifersucht und Wein erhitzten Mann noch mehr zu reizen und vielleicht dadurch einen Ausbruch roher Leidenschaft herbeizuführen, zog es Paul vor, auf sein einsames Stübchen zu gehen, wo ihn der Lärm der Tänzer und Zechenden, vermischt mit dem Donner des sich jetzt entladenden Gewitters, erst spät nach Mitternacht einschlafen ließ. Trotzdem erwachte er, bevor noch der Morgen graute, eingedenk seines Versprechens, die ihm längst verleidete Bergschenke zu verlassen. So wenig er eine Gefahr für sich fürchten

mochte, so erkannte er doch die Nothwendigkeit seiner Entfernung, um nicht durch seine Gegenwart den ohnehin zerrütteten Frieden des Hauses noch mehr zu stören, obgleich weder Veronika noch er selbst die geringste Veranlassung dazu gegeben hatten.

Die junge Wirthin erschien ihm in jeder Beziehung als bewunderungswürdiges Muster treuester Hingebung und Pflichterfüllung. Mit wahrhaft staunenswerther Geduld und Freundlichkeit ertrug sie die mürrische Laune des finstern Mannes, dessen tyrannische Willkür und Härte. Wenn Paul sie bedauerte, fand sie stets ein mildes Wort, einen guten Grund zur Entschuldigung.

„Ach!" sagte sie dann mit ihrem trüben Lächeln, „Ihr kennt nicht meinen Mann, sein Herz ist gut und er liebt mich nur zu sehr, wenn er auch manchmal finster und herrisch erscheinen mag. Das ist so seine Art, er kommt mir oft wie der ‚Höllenkogel' vor, der so schwarz und mürrisch dreinschaut, wenn er seine Wolkenkappe trägt; dafür ist er um so schöner, wenn er heiter blickt, dann möchte man schier vor Seligkeit vergehen. Und brav ist er auch, nur die schlechten Gesellen, die sich zu ihm gefunden haben, tragen alle Schuld, aber er muß sie dulden, weil sie unsere einzigen Gäste sind und wir sonst nicht bestehen können. Sorge

und Kummer fehlen auch nicht und machen ihn manchmal unwirsch. Aber wenn er auch hundertmal schlimmer und wenn er selbst der ärgste Verbrecher wäre, ich könnte nicht von ihm lassen. Er ist einmal mein Mann, der Vater meines Kindes, und ich hab' ihm Treue geschworen bis in den Tod."

Diese Gründe bestärkten den Maler nur noch in seinem Vorsatze, da auch er in letzter Zeit die Heiligkeit der Familie nicht ohne schmerzliche Erfahrung achten gelernt hatte. Bald waren seine geringen Habseligkeiten gepackt und mit der Reisetasche in der Hand trat er vor die Thüre der Bergschenke, wo ihn bereits Veronika erwartete, um von ihm Abschied zu nehmen. Wider Erwarten erklärte sie, daß sie ihn eine Strecke des Weges, bis zu der „Moosalp", wo ihre Schwester als Sennerin lebte, begleiten wollte.

Das Gewitter hatte sich ausgetobt, die Wolken verzogen. Am Himmel stand die blasse Mondsichel, zitterten die letzten, allmälig erblassenden Sterne. Noch hüllte Berg und Thal der wogende Nebel wie ein grauer Schleier ein, während im Osten die rosige Morgenröthe das Nahen des Tages verkündigte. Ein frischer Luftzug trieb das leichte Gewölk nach der Ebene hin und theilte hier und da das dichte Nebelmeer, aus

dem plötzlich ein dunkler Fels oder eine grüne Bergspitze wie eine Insel im Ozean auftauchte, um eben so schnell wieder unter der wogenden Decke zu verschwinden.

Anfänglich führte der Weg durch Felder und Matten, vorüber an zerstreuten Gehöften und einzelnen Häusern, aus denen das Gebell eines wachsamen Hundes oder das Geschrei eines Kindes den Wanderern entgegenschall e.

„Auch mein Bub'," sagte Veronika, „wird so weinen, wenn er aufwacht und mich nicht finden wird. Aber ich hätte es nicht über's Herz gebracht, Euch so allein gehen zu lassen. Möget Ihr immer über meine Furcht spotten, aber im Traum hab' ich Euch in großer Gefahr gesehen und eine Stimme schien mir zuzurufen, daß ich aufstehen und Euch retten sollte."

„Das nenne ich Freundschaft," scherzte der Maler. „Aber fürchtest Du nicht, daß Dein Mann noch eifersüchtiger werden wird, als er ohnehin schon ist?"

„O, mit dem hat es keine Gefahr. Der ist gleich nach Mitternacht mit dem rothen Friedel und den andern Paschern wieder über die Grenze gegangen und kommt erst in einigen Tagen zurück. Eben deßhalb hab' ich Euch gebeten, fortzugehen, da ich nicht mehr mit Euch

allein bleiben wollte, um ihm jeden Grund zur Klage und Eifersucht zu nehmen."

„Er ist nicht werth, solch' ein braves Weib, wie Dich, zu besitzen."

„So dürft Ihr nicht sprechen, wenn wir länger gute Freunde bleiben sollen. Eine Frau, die über ihren eigenen Mann Schlechtes von einem Andern hört und das duldet, ist nicht werth, daß der Erdboden sie trägt. Darum bitte ich Euch, es sein zu lassen."

Paul schwieg, um die treue Freundin nicht noch mehr zu verletzen. Ohnehin nahm der immer steiler aufsteigende Weg seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ueber trockenes Steingerölle führte jetzt der beschwerliche Pfad zur Höhe empor, Wiesen und Felder schwanden, die letzten Hütten entzogen sich dem Blick, alle Spuren menschlichen Anbaues blieben zurück, selbst die Bäume wurden seltener. Nur hier und da stieg wie ein verlorener Posten eine grüne Edeltanne auf, deren Zweige noch vom Gewitterregen dampften. Der aufgeweichte Boden machte das Gehen schwieriger, so daß der Fuß leicht ausgleiten und den unvorsichtigen Wanderer rettungslos in die Tiefe stürzen konnte; aber die junge Wirthin, welche jeden Stein, jeden Vorsprung kannte, war eine treffliche Führerin und reichte dem

Künstler ihre Hand, wenn eine besonders gefährliche Stelle sich zeigte.

Mit ihrer Hülfe näherte sich Paul seinem Ziel, der sogenannten „Moosalp“, wo er bei der Schwester der jungen Wirthin so lange verweilen wollte, bis er die erwarteten Briefe und Nachrichten erhalten, deren pünktliche Besorgung ihm Veronika versprochen hatte.

Unterdessen war die Dämmerung nach und nach geschwunden und ein flammender Purpurstreif im Osten verkündigte das Nahen des Tages. Aus dem goldenen Gewölk stieg der feurige Sonnenball langsam, majestätisch über den Bergen empor und verwandelte den ganzen Himmel in ein Meer von Licht und Glanz. Die Spitzen des Gebirges hoben ihre mächtigen Häupter empor, mit einer Strahlenglorie gekrönt, während zu ihren Füßen noch der dampfende Nebel wie eine dunkle Riesenschlange lagerte. Bald aber zerriß der wallende Schleier in flatternde Stücke und verschwand in den Schluchten und Abgründen, wo er sich noch einmal zusammenballte und an das triefende Gestein sich fest anklammerte, bis ein frischer Windhauch ihn vollends auflöste und aus seinem letzten Schlupfwinkel vertrieb.

Ungehindert ergoß sich jetzt der goldene Lichtstrom von der Höhe herab, hier eine Felswand streifend, daß

sie wie eine stählerne Mauer erglänzte, dort den Wald entzündend, daß er wie ein überirdisches Feuer flammte, bald die grünen Matten verklärend oder den fernen blauen See aufblitzen lassend, gleich einem schimmernden Juwel.

Die Blicke des Künstlers schweiften entzückt im weiten Kreis, flogen zum Himmel auf, senkten sich zur Erde, durcheilten die Fernen und ruhten in der Nähe aus.

Hier erschloß sich ihm ein nie geahntes Paradies, wie er es selbst in seinen schönsten Träumen nie erblickt, wie es seine reiche Phantasie nie ihm vorgezaubert. Von einer riesigen Felswand beschirmt, überragt von weißen Schneefeldern und Gletschern, lag die grüne Moosalp vor seinen Augen, abgeschieden von der Welt, wie ein unentweihtes Heiligthum der Natur. Die üppigen Matten wurden von einem Waldbach durchströmt, der sich nur ungern von dem holden Ort zu trennen schien. Blauer Enzian und rothe Alpenrosen blühten an dem Rande und badeten ihre Wurzeln in dem krystallhellen Wasser. Dicht daran, zwischen moosigen Felsblöcken, stand die einfache Sennhütte, mit der Bank vor der Thür und dem rauschenden Brunnen, beschattet von wilden Sträuchern und duftenden Hollunderbäumen.

Ein unaussprechlicher Frieden, eine tiefe Ruhe lagern auf diesem Gottesflecken, als könnte ihn kein irdisch Leid erreichen, als müßte hier jede Verwirrung enden, jedes Unglück ihm fern bleiben.

„Wer hier leben und sterben könnte!“ rief Paul unwillkürlich aus.

„Nicht wahr,“ versetzte seine Begleiterin, „es ist ein herziges Fleckchen, als wenn es geradenwegs vom Himmel herabgefallen wäre. Wie gern wollte ich mit meiner Schwester tauschen und die ganze Bergschenke für die einsame Alp hingeben. Aber mein Mann —“

Sie beendete nicht ihre Rede; wie von einer Geister-erscheinung erschreckt, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Unwillkürlich blickte Plaul nach der Seite, wo plötzlich zwischen den Steinen sich die drohende Gestalt des Wirthes erhob.

„Was hast Du hier zu suchen?“ fragte er mit un-heimlichen Blicken und wilder Stimme.

„Ich wollte nur einmal noch meine Schwester sehen,“ versetzte die arme Frau mit Zittern.

„Deine Schwester?“ sagte er bitter. „O, ich kenne Dich besser, lüderliches, gottvergessenes Weib!“

„Joseph!“ schrie sie tief verletzt, „Du wirst doch nicht glauben, daß ich auf schlechtem Wege bin?“

„Ich glaube, was ich sehe, und das ist genug, um einen Menschen rasend zu machen.“

„Um des Himmels willen, nimm doch Vernunft an und höre mich erst, eh' Du mich verdammst.“

Im Eifer der Vertheidigung hatte sie den Arm des wüthenden Mannes ergriffen, um den Widerstrebenden fest zu halten; er aber riß sich zornig von ihr los und stieß sie mit roher Gewalt zurück, daß sie taumelnd zu Boden sank und im Fallen gegen einen hervorragenden Felsblock schlug. Ueber die weiße Stirn floß das rothe Blut Veronika's, welche längere Zeit ohne Besinnung am Boden lag. Obgleich der Künstler anfänglich vorgezogen hatte, sich nicht einzumischen, um durch seine Dazwischenkunft den Rasenden nicht noch mehr zu reizen, so erzürnte ihn die rohe Mißhandlung seiner Begleiterin auf das Höchste.

„Ihr seid,“ rief er laut, „ein blutiger Tyrann und nicht werth, eine so gute Frau zu besitzen, für deren Treue und Ehrenhaftigkeit ich mich verbürgen kann.“

„Hoho, der Verführer bürgt für seine Metze! Gut, mein Bürschlein, wir wollen unsere Rechnung auf der Stelle abmachen! Einer von uns Beiden muß und soll hier sterben.“

Mit diesen Worten stürzte der Wahnsinnige sich auf den überraschten Künstler, um ihn in den nahen Abgrund hinab zu schleudern. Aber Paul hielt seinen grimmigen Anlauf aus und stemmte sich zum Glück mit aller Kraft gegen ein Felsstück, das ihn vor dem jähen Fall beschützte. Der verblendete Wirth jedoch ließ nicht ab und faßte ihn von Neuem, um seinen verbrecherischen Vorsatz auszuführen. Beide rangen mit einander stumm, lautlos und kämpften einen Kampf auf Leben und Tod, ein Naturduell eigenthümlicher Art, im Angesicht dieser wilden Felsen und zerrissenen Schluchten, die das Grab des Besiegten werden sollten, ohne Zeugen, außer dem lauernden Adler in den Lüften und dem ohnmächtigen Weib am Boden.

In stummer Wuth hatte der Wirth den Maler um die Hüften gefaßt, indem er ihn von dem schützenden Felsen fortzudrängen suchte. Gelang es, ihn zu entfernen, so war dieser rettungslos verloren. Der brutalen Kraft des Feindes setzte Paul seine ganze Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit entgegen, jede Blöße benutzend, jede Bewegung des Gegners mit scharfem Auge bewachend.

Durch den vorspringenden Stein gedeckt, wehrte er die stürmischen Angriffe des Wirths ab und be=

hauptete seine Stellung, ohne einen Fußbreit zu weichen, gleichsam mit dem Boden verwachsen und feste Wurzel fassend.

Einen Augenblick schien der Wirth den Kampf aufgeben zu wollen oder aus Erschöpfung nachzulassen. Seine Arme wurden schlaffer, so daß der Künstler aufathmete und sich vollends aus der lastenden Umschlingung durch eine rasche Bewegung zu befreien und den Rasenden abzuschütteln hoffte. Um den nöthigen Raum für sein Vorhaben zu finden, sah er sich jedoch gezwungen, seine bisherige gesicherte Stellung aufzugeben und vorzutreten, so daß er sich kaum merklich von dem gleich einem Wall ihn beschirmenden Felsstück entfernte, hinter dem die grause Tiefe lauerte.

Der Wirth benutzte nur diese beabsichtigte Täuschung, um mit verdoppelter Kraft seinen Gegner anzugreifen; ein schneller Stoß, gegen die Brust des Malers geführt, genügte, um ihm das Gleichgewicht zu rauben. Schon schwankte er, schon gähnte der Abgrund zu seinen Füßen, als es ihm noch einmal gelang, mit seltener Geistesgegenwart sich an einem überhängenden Strauch festzuklammern. So hing er zwischen Leben und Tod, nur durch den schwachen Ast gehalten, während seine Füße einen festen Halt suchten. Auch jetzt verließ ihn

noch nicht die Besinnung, indem er einen festen Block bemerkte, der ihm leicht erreichbar schien, wenn er den Strauch, woran er sich klammerte, fahren ließ. Aber der tückische Stein, von der Last des Körpers in Bewegung gesetzt, rollte unaufhaltbar in die schwindelnde Tiefe, den Verlorenen mit sich reißend.

Ein gellender Schrei, dann tiefe, grauenvolle Stille!

Der Verbrecher hörte sein eigenes Herz schlagen; er wollte fliehen, aber die aus ihrer Ohnmacht erwachte Veronika hielt ihn fest.

„Mörder!“ rief sie mit harter Stimme.

„Mörder!“ hallte das Echo aus der zerrissenen Schlucht.

„Mörder!“ tönte es von Fels zu Felsen.

XI.

Auf einer jener wunderbaren Terrassen, am Ufer des Meerbusens von Sorrent, lag versteckt in einem Walde von Orangen- und Olivenbäumen eine weiße Villa, mit der entzückenden Aussicht über das blaue

Meer und seine klassischen Ufer. Unter der luftigen Veranda, von rankendem Wein vor den Strahlen der Sonne geschützt, saß im leichten Morgengewande eine schöne Frau, zu deren Füßen ein Kind, dem jungen Bacchus gleich, sich jauchzend auf dem bunten Teppich in Gesellschaft eines prächtigen Neufundländers wälzte.

Es war ein entzückendes Bild menschlichen Glückes, die holde Mutter, der reizende Knabe, von dem treuen Hunde bewacht, das Alles eingerahmt von grünen Weinblättern, beleuchtet von der goldenen Sonne Italiens, erfrischt und gewürzt von den kühlenden Meerwinden, und überwölbt von dem ewig heiteren, wolkenlosen Himmel des Südens.

Plötzlich spitzte der Hund die Ohren, wedelte mit dem Schweife und ließ sein lautes Gebell erschallen, die längst erwartete Ankunft des Herrn ankündigend. Die schöne Frau erhob sich und ging lächelnd dem heimkehrenden Gatten wenige Schritte bis an die Thür des Gartens entgegen, auf ihren Armen die süße Bürde des starken Knaben tragend, begleitet von dem treuen Thier, das mit lustigen Sprüngen seine Freude auszudrücken suchte.

Aus dem schattigen Laubgang trat ein gebräunter Mann, die schlanke kräftige Gestalt nur durch ein leich-

tes Hinken entstellt, mit edlen, Vertrauen erweckenden Zügen, hoher Stirn und leuchtenden Augen. Nur ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht in dem geistvollen Gesicht noch die Spuren körperlicher und geistiger Leiden aus früherer Zeit, die schweren Kämpfe eines durch vielfache Prüfungen geläuterten Charakters erkannt, in leichten Furchen der Stirn und Schläfe, oder im schmerzlichen Lächeln des feinen Mundes sich unwillkürlich verrathend.

Aber in diesem Augenblick war selbst die leiseste Erinnerung an die traurige Vergangenheit geschwunden und eine unaussprechliche Glückseligkeit hatte die letzten Spuren derselben verwischt.

Mit strahlenden Blicken, mit heiterem Gruß umarmte er die schöne Frau, während er das jauchzende Kind hoch emporhob und zärtlich küßte.

„Du hast mich lange mit dem Mittagstisch warten lassen, böser Mann!“ schmollte zärtlich die Frau.

„Verzeihe, wenn ich Dich warten ließ. Dafür komme ich auch nicht allein, ich bringe Dir liebe Gäste mit.“

Zugleich deutete er auf zwei ältere Herren, welche die glückliche Gattin über der Rückkehr des geliebten Mannes übersehen hatte, und die jetzt hinter einem blühenden Oleanderbusch hervortraten.

„Graf Bardenfels!“ schrie sie überrascht.

„Und sein getreuer Schatten,“ fügte der alte Sänger hinzu. „Wir wollten uns doch mit eigenen Augen überzeugen, daß Paul lebt und glücklicher ist, als er es verdient.“

„Du hast das rechte Wort gesprochen,“ versetzte der Maler, indem er die Freunde aufforderte, in den kühlen Speisesaal zu treten, wo sie die Hausfrau mit einem bescheidenen, aber durch Geist und Gemüth gewürzten Mahle empfing. Gegen den Schluß desselben ließ der Künstler aus seinem Keller zwei Flaschen Johannisberger, im Schnee des Vesuvs gekühlt, auf den Tisch setzen, worauf die schöne Frau die grünen Römer füllte.

„Laßt uns,“ sagte Paul mit gehobener Stimme, „im vaterländischen Weine die Stunde des Wiedersehens zugleich mit dem Tage meiner seltsamen Rettung feiern. Es leben die Frauen, es leben die Freunde, denen ich mein Leben zu verdanken habe.“

Hell wie Glockengeläute erklangen die Gläser, als die Anwesenden damit anstießen.

„Der Duft des herrlichen Rheinweins,“ fuhr der Künstler fort, „erweckt die alten Erinnerungen von Neuem. Ich sehe mich, wie vor Jahren, wieder am

Fuße der Moosalp, vom jähen Fall betäubt und mit zerschmetterten Gliedern. Veronika und ihr reuiger Mann trugen mich zu der einsamen Sennhütte, wo ich vier Wochen lang mit dem Tode kämpfte. Die treue Frau pflegte mich, vereint mit ihrer Schwester, wie einen Bruder, sie wachte an meinem Lager, und als mein Zustand immer gefährlicher wurde, benachrichtigte sie die fernen Freunde, welche mich aufsuchten und nach Lindensee schafften, wo ich unter den Händen des tüchtigen Arztes, wenn auch langsam, meine Genesung fand. Heute segne ich die Leiden, aus denen mein schönstes Glück erblühte, segne ich die Todesgefahr, die mir ein neueres, besseres Leben schenkte. Auf meinem Schmerzenslager lernte ich die Hingebung, Opferfreudigkeit, die wunderbare Treue, die himmlische Liebe kennen, deren nur ein Weib fähig ist. Ein Engel erschien mir, ein göttlicher Bote neigte sich zu dem Kranken herab, kühlte seine Wunden, besänftigte den irren Geist und goß Freude, Trost und Versöhnung in das zerrissene Herz. Und dieser Engel ist mein Weib, mein innig geliebtes Weib, meine Clara!"

„Sie lebe hoch!" rief der Sänger, „die Krone der Frauen, der Engel der Liebe!"

Hold erröthend verneigte sich die Gefeierte, indem sie mit anmuthigem Lächeln dankte und dem noch immer galanten Carlos die Hand zum Kusse reichte.

„Nicht mir," sagte sie, „sondern Ihnen und vor Allem dem Grafen dankt Paul zunächst seine Rettung. Selbst noch leidend, trieben Sie zur Eile und sorgten, daß der Verwundete nach Lindensee gebracht und der Pflege des Arztes übergeben wurde. Noch kämpfte ich mit meinem Stolz, noch schwankte ich zwischen Liebe und Vorurtheil, als ich von seinem Unfall hörte. Da erst wußte ich, daß und wie stark ich ihn liebte. Der Arzt zweifelte an seiner Genesung, da in Folge des furchtbaren Sturzes sein Gehirn erschüttert, sein Geist gestört war. „Nur ein Wunder kann ihn retten und ihm die Vernunft wieder geben, sagte der Doktor zu mir. Und dieses Wunder kann nur die Liebe bewirken, fügten Sie, Herr [illegible], hinzu. Ich kämpfte einen schweren Kampf mit mir, ehe ich den folgenreichen Entschluß faßte. An Ihrer Hand trat ich an das Lager des Kranken, der in wilden Fieberträumen lag. Ich sah seine Qualen; ich hörte ihn meinen Namen in glühenden Phantasieen nennen, hörte das Geständniß seiner Liebe, abwechselnd mit dem Bekenntniß seiner Schuld, ohne daß er von meiner Nähe eine Ahnung hatte. Da

schmolz mein Stolz dahin, alle Vorurtheile schwanden, ich wußte nur, daß ich ihn retten wollte, ihn retten mußte um jeden Preis.“

„Und als ich endlich aus der Geistesnacht erwachte,“ fuhr der Maler fort, „als ich Dich an meinem Lager sah, glaubte ich noch fortzuträumen, ich sprach zu Dir wie zu einem seligen Geiste, und alle meine Liebe für Dich brach mit einem Male wie ein ungestümer, Alles besiegender Strom hervor. Erschreckt von meiner Heftigkeit, wolltest Du fliehen, ich aber hielt Dich fest; doch ich war zu schwach, die Mattigkeit überwältigte den aufgeregten Geist, unwillkürlich schlossen sich meine Augen, ich träumte weiter von Dir, bis ich zu neuem Leben erwachte. Nach mehrstündigem tiefem Schlummer, den ich schon seit Wochen entbehrt, schlug ich die Augen auf, mein Bewußtsein war zurückgekehrt, ich erkannte die Freunde, erkannte den Arzt, der mit triumphirender Miene an meinem Bette stand und vernehmbar flüsterte: Er ist gerettet!“

„Gerettet und genesen für immer,“ fügte Graf Bardenfels hinzu, „im doppelten und wahren Sinn, körperlich und geistig, aus den Banden der Krankheit und den Verirrungen des Lebens.“

Eine heilige Stille folgte, erfüllt von ernsten Betrachtungen und Erinnerungen, bis mit feinem Takt die freundliche Wirthin die wehmuthsvolle Pause unterbrach.

„Jetzt aber,“ sagte sie, zu den Gästen gewendet, „lassen Sie uns von der Heimath sprechen, aus der Sie kommen. Erzählen Sie uns vor Allem von unsern Angehörigen im Vaterlande. Wir erhalten zwar von Zeit zu Zeit Briefe von Leon und Antonie, aber ich sehne mich, von Ihnen selbst zu hören, ob sie glücklich sind.“

„Auch an Leon,“ versetzte der Graf, „hat die Liebe ihre Wunderkraft erprobt. Ich habe ihn nur zu seinem Vortheil verändert gefunden, obgleich er noch immer etwas blasirt und egoistisch mir erscheint. Sein Egoismus jedoch macht ihn zum Muster eines guten Ehemanns, indem er seine Selbstliebe auf seine Familie, auf Weib und Kind übertragen hat, für die er mit anerkennungswerther Anstrengung jetzt sorgt und arbeitet. Aus einem leichtsinnigen und verschwenderischen Dandy ist er ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, dessen Verdienste die Regierung vor einigen Monaten durch die Ernennung zum Legationsrath anerkannt hat. Im Uebrigen bekommt ihm das ruhige, häusliche Leben

so gut, daß er eine kleine Neigung zum Embonpoint zeigt."

„Und meine Schwester?" fragte Paul.

„Ist die niedlichste, charmanteste Hausfrau geworden, die man sich nur denken kann. Sie blickt noch immer mit Bewunderung zu ihrem Manne empor, trotzdem kennt sie seine kleinen Schwächen und beherrscht ihn, ohne daß er eine Ahnung davon hat. Mit der Frau Staatsräthin, die im Hause ihres Sohnes wohnt, steht sie auf dem besten Fuß. Beide vergöttern und verziehen ein kleines Ebenbild Antoniens, das die Großmutter nicht aus ihren Armen läßt."

„Verzeihen Sie," sagte Clara lächelnd, indem sie sich von ihrem Stuhl erhob, „Ihre Mittheilungen erinnern mich an meine Mutterpflicht. Ich muß mich auf einige Augenblicke entfernen, um nach meinem Sohn zu sehen, den ich Ihnen nach seinem Mittagsschlaf in aller Form vorzustellen wünsche."

Nachdem Clara das Zimmer verlassen hatte, rückten die Männer traulicher zusammen und füllten von Neuem ihre Gläser, die sie auf das Wohl der herrlichen Frau leerten, indem sie das Glück des Malers priesen. Paul aber verlangte es, noch mehr von der Heimath und

vor Allem von Veronika zu hören, für die er die innigste Dankbarkeit empfand.

„Sie ist mit ihrem Manne vollkommen ausgesöhnt," berichtete der Graf. „Beide leben auf einer kleinen Besitzung, die ein nur ihnen bekannter Wohlthäter für sie angekauft, nachdem sie die verfallene Bergschenke aufgegeben. Seit jener Katastrophe ist der Mann wie umgewandelt, das Bewußtsein seiner Schuld hat ihn milder und freundlicher gemacht, so daß er das brave Weib förmlich auf Händen trägt. Seitdem er sein Unrecht erkannt, läßt er sich von ihr willig leiten und befolgt in allen wichtigen Angelegenheiten ihren Rath. Hauptsächlich auf ihren Wunsch hat er alle seine Verbindungen mit den verrufenen Paschern und Wilddieben aufgegeben, wie mir Veronika mittheilte, als ich sie zum letzten Male in Lindensee sah. Sie hat mir unzählige Grüße aufgetragen und im Vertrauen den Namen ihres Wohlthäters genannt, dem sie ihr neues Glück zu danken hat."

„Ich konnte nicht weniger für die unvergeßliche Freundin thun, die mit Lebensgefahr mich vor'm sicheren Verderben bewahrt und wie eine Schwester auf der Moosalp gepflegt hat. Sobald ich in die Heimath zurückkehre, will ich sie besuchen und mich an ihrem Glück

erfreuen. Sie hat es reichlich um mich verdient, da sie nicht allein mir beigestanden, sondern mich den hohen Werth einer treuen, tugendhaften Frau erkennen ließ. Die schlichte Bäuerin hat nicht nur mit Worten, sondern durch die That mich wunderbar bekehrt und belehrt."

Bisher hatte Keiner der Anwesenden die schöne Sängerin erwähnt und auch Paul es vermieden, nach ihr zu fragen. Erst im ferneren Laufe des Gespräches wagte er mit einer natürlichen Scheu ihren Namen zu nennen. Als aber der Graf sowohl, wie auch Carlos über sie ein ernstes Schweigen beobachteten, verlangte er, von bangen Ahnungen erfüllt, Nachricht über ihr Geschick.

„Leonore," erwiederte der Alte zögernd, „die arme Leonore!"

„Sag', was ist mit ihr geschehen?" fragte der Maler.

„Sie ist — todt!"

„Todt!" rief Paul tief erschüttert und schmerzlich bewegt.

„Sie starb einsam und verlassen, nachdem sie zuvor noch einmal die Bühne, leider ohne Erfolg, betreten hatte. So sehr auch ihr Spiel bewundert wurde, so hatte ihre Stimme nur zu sehr gelitten, so daß ein

Fiasko unausbleiblich war. Sie konnte und wollte ihre Niderlage nicht ertragen. Der Gedanke an die unausbleibliche Noth, an das traurige Alter, an den Verlust ihrer Schönheit, trieben sie zur Verzweiflung. Eines Tages fand man ihre Leiche —"

„Unglückseliges Weib!" rief Paul und bedeckte sein Gesicht, um die unwillkürlich hervorströmenden Thränen der Reue und der Trauer um das Andenken des verlorenen Weibes zu verbergen.

In diesem Augenblick erschien Clara, strahlend von Glück und Freude, auf den Armen das jauchzende Kind, die runden Wangen vom Schlaf geröthet, gleich einer Rosenknospe neben der aufgeblühten Centifolie.

Wie Wolken vor der Sonne schwanden die finsteren Schatten von der Stirn des Malers, während er seiner Frau die Hand reichte und den lachenden Knaben an sein Herz drückte.

Im Hause der Bonaparte.

I.

An einem wunderbar schönen Oktobertage des Jahres 1823, wie ihn nur der milde Himmel Italiens kennt, gingen zwei junge Künstler durch die Straßen Roms, um in einer der zahlreichen Osterien vor dem Thor eine frische Foglietta zu leeren und sich zugleich an der Aussicht auf die herrliche Landschaft und an dem lustigen Treiben des Volkes zu ergötzen.

Während der Jüngere, der Victor Schnetz hieß, seine französische Leichtblütigkeit nicht verleugnete, verriethen die mehr interessanten als schönen Züge seines älteren Begleiters, Namens Leopold Robert, einen tiefen, fast melancholischen Ernst, der sich auch in der geführten Unterhaltung kundgab.

„Ich weiß nicht," sagte er, „was mich bei dem Anblick Roms so traurig stimmt und mir das Herz zusammenschnürt."

„Und doch," erwiederte sein Freund, „gibt es keine schönere, keine interessantere Stadt der Welt."

„Schön, wie die Leiche eines geliebten Weibes, wie die trauernde Niobe, die um den Verlust ihrer Kinder klagt, erhaben, wie der zu Stein gewordene Schmerz.“

„Was Du für seltsame Gedanken hast! Ich glaube fast, daß Du, wie die meisten Schweizer, an jener eigenthümlichen Krankheit leidest, die man Heimweh nennt.“

„Wohl sehne ich mich nach meinen blauen Bergen, nach dem Hause meiner Eltern —“

„Und nach einem schönen Kinde, nach der Geliebten, die Du in La-Chaux-de-Fonds zurückgelassen hast.“

„Ich habe keine andere Geliebte, als meine Kunst,“ versetzte Leopold Robert, den Scherz des Freundes fast heftig abweisend.

„Das muß wohl wahr sein, denn Keiner von uns Allen arbeitet so fleißig wie Du und sitzt so unablässig an seiner Staffelei. Wenn ich Dich nicht heute mit Gewalt entführt hätte, so würdest Du noch immer an Deinem Bilde weitergemalt haben bis zur dunklen Nacht. Wenn Du es so forttreibst, mußt Du Dich zu Grunde richten und Deine Gesundheit aufreiben. Ich wundere mich gar nicht, daß Du bei einem solchen Leben melancholisch wirst.“

„Und doch bin ich noch weit entfernt von meinem Ziel!“ seufzte Robert.

„Zum Henker,“ erwiederte sein Freund, „Du wirst mich noch ganz ärgerlich machen mit Deinen ewigen Klagen. Bist Du nicht der beste Schüler unseres Meisters David, malst Du nicht so gut und noch weit schöner als wir Alle? Hast Du Dir nicht durch Dein Talent Freunde und Gönner erworben, welche Deine Bilder nicht nur loben, sondern auch kaufen und baar bezahlen? Mensch, ich begreife nicht, was ein Künstler noch mehr verlangen kann.“

„Das Alles genügt mir nicht. Ich fühle meine Ohnmacht, mich verzehrt die Sehnsucht nach einem unerreichbaren Ideal der Kunst.“

„Ah, Du willst ein neuer Rafael oder Correggio werden, die Welt mit Deinem Ruhm erfüllen. Laß Dir, wenn ich Dir rathen darf, diesen Gedanken vergehen. Wen und was sollen wir denn malen? Unsere Helden sind tapfere Unteroffiziere, unsere Staatsmänner blasirte Diplomaten, unsere Handelsfürsten jüdische Krämer und Börsenspekulanten. Was kann diese Misère dem Künstler bieten?“

„Du vergißt das Volk, in dem noch immer die Poesie der Schönheit lebt.“

„Das Volk," erwiederte Schnetz verächtlich, „daran habe ich gar nicht gedacht. Das giebt höchstens ein Genrebild oder eine Caricatur."

„Und doch findest Du allein im Volke die ewigen Typen des Künstlers, wirklichen Charakter, Wahrheit und Natur, welche Du in den höheren Ständen vergebens suchst. Unter den Frauen des Volkes hat Rafael seine unsterblichen Madonnen, unter den Männern die erhabenen Gestalten seiner Apostel erblickt. Derselbe Quell fließt auch für uns in seiner unerschöpflichen Fülle, wenn auch verborgen in der Tiefe, so daß er sich dem gewöhnlichen Auge entzieht. Glücklich, wer ihn findet und aus ihm Erquickung für sich und seine Zeitgenossen schöpfen darf!"

Unter diesen Gesprächen waren die Freunde unbemerkt zu den sogenannten Termini, den Ruinen altrömischer Bäder, gelangt, die jetzt zum Gefängnisse für Diebe und Mörder dienten. Die Prachtbauten eines Diocletian, früher die Bewunderung der Welt, der Mittelpunkt des kaiserlichen Luxus, wurden jetzt von elenden Verbrechern bewohnt, welche unter der Aufsicht bewaffneter Sbirren und Gensd'armen in dem offenen Hofe mit verschiedenen Arbeiten im Freien beschäftigt wurden.

Unwillkürlich blieb Leopold Robert stehen, gefesselt von dem interessanten Schauspiel, das sich den Blicken des Künstlers hier unerwartet darbot. Die meisten dieser Gefangenen zeichneten sich durch ihre klassischen Gestalten, durch ihre elastischen Bewegungen und durch ihre männlich schönen Züge aus. In diesen dunklen Augen blitzte das alte Heldenfeuer, in den wilden kühnen Linien des antiken Profils verrieth sich eine angeborene Thatkraft, ein unbezwingbarer Muth, eine zwar rohe, aber gewaltige Energie und todesverachtende Entschlossenheit. Ein Abglanz vergangener Größe schien diese entarteten Enkel der weltbezwingenden Roma zu umschweben, so daß sie selbst noch in ihrer jetzigen Ve.kommenheit die Theilnahme des Künstlers erweckten.

„Wer sind diese Leute?“ fragte er einen der bewaffneten Wächter.

„Briganten aus Sonnino, Eccellenza,“ versetzte der höfliche Sbirre in Erwartung eines Geldgeschenkes.

„Und was haben sie verbrochen?“

„Die Herren müssen wohl Fremde sein, sonst würden sie wohl wissen, daß Sonnino das ärgste Räubernest, nicht nur im Kirchenstaat, sondern auf dem ganzen Erdboden ist. Der dritte Mensch gilt dort für einen Dieb oder Mörder und hat mehr Verbrechen auf der

Seele, als selbst der heilige Vater vergeben kann. Die Schelme haben es zu arg getrieben und waren sogar so frech, sich an Seiner Eminenz dem Cardinal und Staatssekretär Consalvi zu vergreifen. Es klingt unglaublich und doch ist es wahr, daß der verruchte Gasparone mit seiner Bande der Eminenz auflauerte und sie so lange gefangen hielt, bis sie sich mit einem schweren Lösegeld befreite."

„Das ist nur in Rom möglich," bemerkte Schnetz lachend. „Ich hätte das Gesicht des Herrn Cardinals sehen mögen, als er die Bekanntschaft der Briganten in eigner Person machte, nachdem diese zahllose Reisende ungestört geplündert hatten."

„Seine Eminenz," versetzte der Sbirre, „war natürlich außer sich und bewog den heiligen Vater, ein Exempel zu statuiren. Die päpstlichen Carabinieri mußten gegen Sonnino ausrücken, aber das nützte Alles nichts, da sie den Räubern in den engen Felsschluchten nichts anhaben konnten. Wo sie sich zeigten, wurden sie von den Briganten mit blutigen Köpfen heimgeschickt, so daß sie unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrten. Jetzt aber ging dem heiligen Vater die Geduld aus, und er schwur am Grabe des Apostels, der Sache ein Ende zu machen. Da geschah ein Wunder."

„Ein wirkliches Wunder?“ fragte spöttisch Schnetz.

„Ein französischer Wachtmeister, der unter dem großen Napoleon gedient hatte, erbot sich, mit Hülfe der heiligen Jungfrau die Häupter der Briganten zu fangen, was ihm auch gelang. Als erst die Führer beseitigt waren, mußte sich das Gesindel auf Gnade und Ungnade ergeben. Die meisten wurden hingerichtet und ihre Köpfe zum abschreckenden Beispiel auf die Thore von Sonnino gepflanzt, wo Ihr noch heut' die gebleichten Schädel sehen könnt, wenn es Euch Vergnügen macht. Um aber gründlich aufzuräumen, beschloß der heilige Vater, das ganze Räubernest zu zerstören, indem er die Häuser der Schuldigen dem Boden gleich machen und alle übrigen Briganti, das heißt mehr als zwei Drittel der Einwohner, nach Rom und Porto d'Anzio transportiren ließ, wo sie, wie Ihr seht, jetzt ihr Verbrechen auf den Galeeren und im Gefängnisse büßen.“

Für die Auskunft des Sbirren dankend, wollte sich Leopold Robert wieder mit seinem Freunde entfernen, als plötzlich ein durchdringender Schrei seine Aufmerksamkeit erregte, so daß er sich noch einmal umwandte. Vor seinen Blicken stand eine Frau von überraschender Schönheit, die noch durch die kleidsame Tracht der römischen Landbewohner gehoben wurde.

Aus dem rothen, halbgeöffneten Mieder schimmerte der klassische, üppige Nacken wie edle Goldbronze, umspielt von den ungebändigten Locken des dunkelschwarzen Haares, das von einem blinkenden Metallpfeil durchstochen und zusammengehalten wurde.

Die fein modellirte Stirn mit den geschwungenen Augenbrauen von der Farbe des Ebenholzes, die zart gebogene Adlernase, die Gluth der tiefen Augen, welche schwarzen Demanten oder brennenden Kohlen glichen, der üppig schwellende Mund erinnerten den Künstler unwillkürlich an das herrliche Bild der „Fornarina", der schönen Geliebten, welche Rafael's Meisterhand in dem Palazzo Barberini verewigt hat. Es war dieselbe sinnlich-reizende Erscheinung, nur hier durch einen eigenthümlich strengen Ausdruck der Physiognomie, durch eine Beimischung wilder Leidenschaftlichkeit gehoben.

„Francesco, mein Geliebter!" schrie das Weib, indem es sich in die Arme eines der Gefangenen stürzen wollte.

„Zurück!" gebot der bewaffnete Sbirre, die Frau fortstoßend.

„Im Namen der heiligsten Madonna," flehte sie mit rührender Stimme, „habt Mitleid mit einer armen Frau, die nur ihren unglücklichen Mann sehen will!

Ich bin zu Fuße den weiten Weg von Sonnino gekommen, um ihn nur einen Augenblick an mein Herz zu drücken. Ich schmachte nach ihm, wie ein Sterbender nach der himmlischen Speise des Sakramentes. Könntet Ihr so grausam sein und mich vergebens bitten lassen? Ich will ihm ja nur ein Wort sagen, nur die Hand reichen und dann weiter gehen und Euch segnen."

„Es ist nicht erlaubt," brummte der Sbirre barsch, dem weniger an dem Segen der armen Frau, als an einem klingenden Beweise ihrer Dankbarkeit zu liegen schien.

Verzweiflungsvoll blickte die Frau bald auf den unbarmherzigen Sbirren, bald auf den gefangenen Mann, der vor ohnmächtiger Wuth mit den weißen Zähnen wie ein gefesseltes Raubthier knirschte und flammende Blitze auf den frechen Peiniger schleuderte. Plötzlich von einem Gedanken durchzuckt, riß sie den werthlosen Metallpfeil aus den schwarzen Haaren, welche gleich einem dunkeln mächtigen Strom über den gebräunten Nacken flutheten.

„Nehmt," rief sie, dem Sbirren ihren einzigen Schmuck mit der Würde einer gefallenen Königin hinreichend, „das ist Alles, was ich besitze."

„Und hier sind meine Ohrringe von echten Korallen,“ sagte ihre jugendliche Begleiterin, die, bisher hinter einem Marmorblock verborgen, plötzlich hervortrat, um ihre Bitten mit denen der älteren Schwester zu vereinigen.

Aber selbst dies neue Opfer prallte an der Brust des mitleidslosen Sbirren ab, welcher verächtlich die dargebotenen Gaben, weniger aus Pflichtgefühl, als wegen ihrer Geringfügigkeit, zurückwies.

„Denkt das Gesindel,“ fügte er hinzu, „daß ich wegen einer solchen Lumperei mir Händel mit dem Hauptmann zuziehen werde, um einen unechten Pfeil oder um ein Paar Ohrgehänge, die keine zwanzig Bajocchi werth sind. Da müßte ich ja ein rechter Narr, ohne Witz und Verstand sein.“

„Wenn ich aber noch drei Scudi hinzulege,“ fragte jetzt unerwartet Robert, den der ganze Auftritt auf das Tiefste erschüttert hatte, „wollt Ihr dann noch der armen Frau den Wunsch versagen?“

„O,“ versetzte der würdige Wächter der Gerechtigkeit, „ich bin nicht so grausam, wie Eccellenza glauben. Man ist ein Christenmensch und hat auch ein Herz, aber drei Scudi reichen nicht hin, all' die Unannehmlichkeiten aufzuwiegen, denen ich mich aussetze. Auch muß

ich mit dem Hauptmann theilen. Sagt vier Scudi, und ich will ein Auge zudrücken."

„Meinetwegen vier Scudi!" erwiederte der Künstler, während ein seltenes Lächeln seine ernsten Züge erhellte.

Ohne die Erlaubniß des Sbirren abzuwarten, eilte die Frau des Gefangenen in die Arme ihres Mannes, den sie mit südlicher Lebendigkeit unter Lachen und Weinen umschlang und mit wilder Glut an den hochklopfenden Busen drückte. Plötzlich aber sich von ihm losreißend, ergriff sie die Hand des Gatten, und Beide traten vor den großmüthigen Maler, um ihm mit überströmender Herzlichkeit zu danken.

„Eccellenza," sagte das Weib des Briganten. „Wir werden noch in unserer Todesstunde an Euch denken. Unser Leben, unser Blut sind Euch geweiht. Wenn mein Francesco wieder frei sein wird, so braucht Ihr nur zu rufen, und er wird kommen, um zu thun, was Ihr von ihm verlangt."

„Ja, das will ich," bekräftigte der Räuber mit einer charakteristischen Bewegung des wie zum Stoße ausholenden Armes. „Wenn Ihr dann einen Feind habt —"

„Die Engel haben keine Feinde," flüsterte das junge Mädchen, mit strahlenden Augen zu dem Künstler wie zu einem Heiligenbilde emporblickend.

Um sich den ihm lästigen Danksagungen zu entziehen, entfernte sich Robert an der Seite des Freundes, obgleich er nicht verhindern konnte, das Francesco ihm ein lautes „Evviva!" nachrief, in das die sämmtlichen Gefangenen aus voller Kehle einstimmten.

„Ich gratulire Dir," scherzte der Begleiter, „zu Deinen neuen Freunden. Ich glaube in der That, daß Signore Francesco keinen Anstand nehmen würde, Dir mit einem guten Dolchstoß seinen Dank abzustatten, wenn Dir ein Kritiker einmal zu nahe treten sollte. Noch mehr beneide ich Dich um die Erkenntlichkeit der beiden Frauen. Welche prächtige Gestalten! Besonders die Aeltere mit den flammenden Pechfackeln der Augen und den schwarzen Löwenmähnen. Gott Gnade Deinem armen Herzen!"

„Du kannst meinetwegen ganz unbesorgt sein," lächelte Robert.

„Dann ziehst Du also die Jüngere vor; das schüchterne Reh mit den braunen Gazellenaugen und den feinen schmächtigen Gliedern hat es Dir angethan. Wie es scheint, liebst Du die vielverheißende Knospe

mehr, als die aufgeblühte Centifolie, während es mir umgekehrt behagt. Nun, de gustibus non est disputandum!“

„Weder die Eine, noch die Andere,“ versetzte der Maler gedankenvoll. „Du irrst Dich, ich habe nur gefunden, was ich mit Sehnsucht bisher gesucht — die Ideale meiner künftigen Bilder.“

„Das übersteigt meine Fassungskraft. Diese Räuber, Diebe, Mörder, das Gesindel des Bagno sollten im Ernst Deine Ideale sein? Ich glaube in der That, daß Du Dich nur über mich lustig machen willst.“

„Allerdings scheinen mir diese Briganten, trotz ihrer Lumpen, mit all' ihrer Wildheit und Verkommenheit, als die letzten Zeugen einer großen Vergangenheit. Glich nicht jener alte Räuber, der schmerzversenkt sich auf den schweren Marmorblock stützte, einem Marius auf den Trümmern von Carthago? Schlang nicht der dunkle Krauskopf seinen zerrissenen Mantel mit der Würde eines römischen Senators um seine braunen Schultern, und blitzten nicht aus den Augen dieses Francesco der Heldenmuth und der wilde Trotz der alten Welteroberer?“

„Und diese Welteroberer sind jetzt gemeine Spitzbuben, welche in ihren Schlupfwinkeln Dir auflauern

und Dir die Kehle abschneiden, wie dieser Gasparone, der sich rühmt, mit eigener Hand siebenundneunzig Mordthaten verübt zu haben."

„Es ist nicht die Schuld dieses Geschlechtes, daß es so tief gesunken ist. Eine elende, jammervolle Regierung trifft allein der Vorwurf einer so furchtbaren Entartung, dieser Demoralisation. Mir sind Züge von Edelmuth unter diesen Räubern bekannt, welche an die schönen Tage der Heroenzeit uns mahnen. Wenn Du diese zwar rohen und verwilderten, aber kraftvollen Söhne des Waldes mit den jetzigen Nobili, mit einer durchaus blasirten und innerlich faulen Gesellschaft, mit dem entnervten, von allen Lastern der Civilisation befleckten Adel Roms vergleichst, so wirst Du zugeben müssen, daß sie besser sind, als ihr Ruf, und unsere Theilnahme verdienen."

Der Schall der rasselnden Tamburins und der Klang der Mandolinen, welche aus der nahen Vigne ihnen entgegentönten, unterbrachen das ernste Gespräch der Freunde, die unter einer Weinlaube Platz nahmen und von dem geschäftigen Wirthe bedient wurden. Bald gesellten sich Bekannte, meist Künstler, wie sie selbst, und Zöglinge oder Pensionaire der französischen Akademie zu ihnen, so daß die Unterhaltung eine allgemeine

Wendung nahm. Man lachte, scherzte und mischte sich unter das fröhliche Volk, welches hier im Freien die sogenannten Oktoberfeste feierte.

Nur Robert hielt sich fern von dem lustigen, lärmenden Treiben, so daß er mit seinen Gedanken und künstlerischen Träumen bald allein blieb. Unterdessen war die Dämmerung mit jener jähen Schnelligkeit eingetreten, die dem Süden eigenthümlich ist. Am dunklen Himmel leuchtete der stille Mond, dessen Silberstrahlen die dunkle Laube erhellten. Von Zeit zu Zeit schoß aus den Weinbergen eine feurige Rakete empor, gleich einem glänzenden Sterne in den Lüften schwebend und allmählich verglühend. Aus der Ferne schallte gedämpft der Ton der Musik und das Jauchzen der Tänzer.

Vor Robert's Seele schwebten die Bilder der gefangenen Räuber, die Erinnerung an jene beiden armen Frauen, deren wilder Schmerz so seltsam mit der ihn umgebenden Heiterkeit contrastirte. Eine unnennbare Wehmuth, wie sie nur tiefere Gemüther kennen, erfüllte jetzt sein Herz und ließ ihn den Zwiespalt des Lebens ahnen, den er durch seine Kunst bisher vergebens zu bewältigen, zu versöhnen gesucht.

Sein ganzes Leben war ein schwerer Kampf mit den Verhältnissen gewesen. Sohn eines Uhrenfabrikanten

aus La-Chaux-de-Fonds in der französischen Schweiz war er gegen den Willen seiner Eltern, die ihn dem Kaufmannsstande widmen wollten, Künstler geworden. Nur mit Widerstreben gab der Vater den Wünschen seines Sohnes nach und ließ ihn nach Paris ziehen, wo er bei einem Landsmann, dem Kupferstecher Girardet, den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt.

Bald erkannte er die Unzulänglichkeit seines Lehrers, der nur ein talentvoller Handwerker und außerdem ein wüster Trunkenbold war. Mit den größten Opfern, die er gern seinen Eltern erspart hätte, wurde er von dem berühmten Maler David unter dessen Schüler aufgenommen. Nach jahrelanger Arbeit gelang es ihm, den ersten Preis in der Malerei davonzutragen, der ihm den Weg nach Rom, dem Ziele seiner heißen Sehnsucht, eröffnete.

Aber der tückische Zufall wollte es, daß sein Sieg mit dem Sturze des französischen Kaiserreiches zusammenfiel. Die ihm zuerkannte Pension zu einer Reise nach Italien wurde ihm entzogen, weil nach dem Pariser Frieden Neuchatel und damit auch seine Vaterstadt aufhörte, eine französische Besitzung zu sein, er selbst nicht mehr das französische Bürgerrecht besaß, sondern ein preußischer Unterthan, ohne Aussicht auf jede Unter-

stützung von Seiten der neuen Regierung, geworden war.

Von der Noth gezwungen, kehrte er in das Vaterhaus zurück, wo er, zu stolz, um seinen Eltern zur Last zu fallen, sich mit der Anfertigung von Portraits mühselig ernährte, obgleich ihn eine derartige unwürdige Beschäftigung tief anwidern mußte. Endlich schien ihm das Glück zu lächeln; er fand einen wohlhabenden Gönner, der sich bereit erklärte, ihm die für einen längeren Aufenthalt in Rom nöthige Summe vorzustrecken.

Aber auch hier hatte er noch schwer zu ringen, da er trotz seines Talentes und seines Fleißes die gewünschte Anerkennung nicht fand, weil er sich nicht herbeilassen wollte, dem verdorbenen Modegeschmack zu huldigen, sondern nach dem höchsten Ideale in seiner Kunst strebte. Nur wenige wahre Kunstkenner und nähere Freunde schätzten und ehrten den begabten jungen Maler, welcher von dem großen Haufen kaum beachtet und gewürdigt wurde.

So manche gescheiterte Hoffnung und fehlgeschlagene Aussicht nährten die ihm angeborene Neigung zur Melancholie, welche das Erbtheil der höheren Geister, der bevorzugten Naturen zu sein und wie ein dunkler

Schatten das helle Licht des Genius zu begleiten pflegt.

Aus diesem stillen Brüten, in das Robert auch jetzt wieder nach seiner Gewohnheit versunken war, weckte ihn die Berührung einer Hand, die sich freundschaftlich auf seine Schultern legte. Als er aufblickte, sah er die hohe, imponirende Gestalt und das geistvoll milde Gesicht eines ihm wohlbekannten älteren Mannes, für den er, wie alle Welt, die größte Ehrfurcht empfand.

Derselbe mochte ein angehender Fünfziger sein, obgleich er weit jünger erschien. Lange blonde Locken, welche die breite gewölbte Stirn wie ein dichter Wald umgaben und bis zu den breiten Schultern niederwallten, und die hellen blauen Augen, die einem sonnigen Gebirgssee glichen, erinnerten an seine nordische Abkunft. Seine klaren Züge trugen den unverkennbaren Stempel des schöpferischen Genies, den Adelsbrief, welchen die Natur ihren bevorzugten Lieblingen in deutlich leserlicher Schrift ertheilt. Es lag etwas Gebieterisches in seiner ganzen Haltung und Physiognomie, gemildert durch das wohlwollende, humoristische Lächeln des feingeschnittenen Mundes. Bei dem Anblick dieses Kopfes konnte man wohl an den olympischen Zeus denken, wenn der Gott mit seinem Ganymedes scherzt.

„Thorwaldsen! Herr Staatsrath Thorwaldsen!“ rief Robert, überrascht aufspringend, und den berühmten Bildhauer — denn der war es selbst — begrüßend.

„Laßt nur,“ versetzte dieser lächelnd, „den verwünschten Herrn und all' die leeren Titel bei Seite. Ich bin, was Ihr seid, ein Künstler und Euer Kamerad. Wenn Ihr nichts dagegen habt, so setze ich mich zu Euch in die kühle Laube und trinke mit Euch eine Foglietta, da mich die Hitze und das Gedränge aus der Stube vertrieben haben.“

„Es wird mir eine große Ehre sein.“

„Wer weiß? Ich halte Euch vielleicht ab, an der Fröhlichkeit Eurer Freunde Theil zu nehmen, die dem Tanze zusehen und mit den schönen Kindern scherzen.“

„Ich trage kein Verlangen danach, der Lärm in der Schenke widert mich an.“

„Das ist nicht recht; die Jugend soll sich freuen und das Leben genießen. Als ich noch jung war wie Ihr und in Kopenhagen die Zeichenschule als ein armer Bursche besuchte, da durfte ich bei keinem Tanze, bei keinem Vergnüngen fehlen. Noch heute lacht mir das Herz, wenn ich an die alten Zeiten denke! Ich glaube, mein junger Freund, daß Ihr das Leben zu ernst nehmt.“

„Das Leben ist ernst und zumal das Leben eines Künstlers im Beginn seiner Laufbahn.“

„Wem sagt Ihr das?“ erwiederte Thorwaldsen. „Darüber kann ich wohl aus eigener Erfahrung ein Wort mitsprechen. Es ging mir nicht besser, als ich vor Jahren hier in Rom mit meinem Modell des Jason saß und von Tag zu Tag vergebens auf eine Bestellung wartete. Kein Mensch wollte von meinem Werke etwas wissen und in bitterem Unmuth, an mir selbst und an meinem Berufe verzweifelnd, griff ich schon nach dem Hammer, um die Formen zu zerstören, als der reiche Engländer Hope in mein Atelier trat und mir den Auftrag gab, die Statue in Marmor für ihn auszuführen. Seitdem war ich ein gemachter Mann und konnte nicht nur sorglos, sondern selbst im Ueberfluß leben. Ihr seht, daß man nicht den Muth verlieren darf.“

„Nicht Jedem lächelt das Glück wie Ihnen, und die reichen Engländer scheinen wie die Engel der heiligen Schrift von der Erde verschwunden zu sein.“

„Einem so wackern Künstler wie Euch kann es ebenfalls nicht an Gönnern und Freunden fehlen. Ich selbst habe Achtung vor Eurem Talent, und wenn ich Euch in irgend einer Weise nützen kann, so thue ich es nur mit

Freuden. Ihr könnt mit mir, wie mit einem Vater, offen sprechen. Wenn Ihr nicht bei Casse seid, was uns Künstlern ja nicht selten zu passiren pflegt, so braucht Ihr Euch nicht zu geniren; ich will Euch sogleich eine Anweisung auf meinen Bankier ausstellen."

„Dank, tausend Dank!" erwiederte Robert, warm die Hand des berühmten Bildhauers drückend. „Für meine geringen Bedürfnisse bin ich hinlänglich mit Geld versehen."

„So sagt mir nur, wo Euch sonst der Schuh drückt, was ich für Euch thun kann."

„Sie kennen," erwiederte Robert nach einiger Ueberlegung, „den Cardinal Consalvi."

„Er ist mein Freund und besucht mich öfters in meinem Atelier."

„Dann können Sie mir vielleicht eine Empfehlung an ihn geben."

„Gewiß! Aber der Cardinal ist ein Knauser, der keine Bilder kauft."

„Darum handelt es sich nicht. Ich will ihn nur bitten, mich in den Bädern des Diocletian einzusperren."

„Mensch!" rief der überraschte Bildhauer. „Was ficht Euch an? Ihr seid wohl nicht richtig im Kopfe? In diesen Termini sitzen ja nur die ärgsten Spitzbuben,

Räuber und Mörder, das verruchteste Gesindel. Das ist doch keine Gesellschaft für Künstler, wie Ihr einer seid."

„Aber unter diesen Räubern und Mördern findet man die herrlichsten Gestalten, die charakteristischsten Figuren, wahrhafte Helden, wie sie sich ein Künstler nicht besser wünschen kann. Ich selbst war Zeuge einer Scene, die mich tiefer ergriffen hat, als Alles, was ich bisher in Rom gesehen."

„Laßt mich hören und ich will sehen, ob nicht wirklich Euer Kopf gelitten hat," scherzte gutmüthig der Bildhauer.

Mit wenigen Worten erzählte Robert sein eben erlebtes Abenteuer mit den beiden Frauen, das der berühmte Bildhauer mit steigender Theilnahme und Bewunderung vernahm.

„Jetzt verstehe ich Euch erst," sagte der große Thorwaldsen gerührt, als Robert geendet hatte. „Ihr seid ein wackerer junger Mann, ein echter Künstler, der das Herz auf dem rechten Flecke hat und ein offenes Auge für die ewige Schönheit der Menschennatur, wo und wie sie sich auch offenbaren mag. Das ist der einzige Weg, wie man das höchste Ziel erreichen kann. Ihr sollt die Empfehlung an den Cardinal haben, und ich

selbst will mit ihm sprechen, daß er Euch nicht eine elende Gefangenenzelle, sondern ein einigermaßen anständiges Atelier in den Bädern des Diocletian anweist."

„Wie soll und kann ich Ihnen danken, daß Sie mir die Gelegenheit geben, diese Studien zu machen!"

„Redet nicht von einer solchen Lumperei! Das ist das Wenigste, was ich für Euch thun kann. Hoffentlich laßt Ihr mich Eure Skizzen sehen, von denen ich mir einen großen Erfolg verspreche. Jetzt aber sollt Ihr Euer Glas füllen und mit mir anstoßen."

Robert stieß mit dem Meister an, aber er fand keine Worte zu einem Trinkspruche, das Herz war ihm zu voll.

Desto lauter erklang der Gesang der heimkehrenden Tänzer, welche die Osteria verließen und, mit Weinlaub bekränzt, blumengeschmückte Stäbe in den Händen, einem Chor gottberauschter Bachanten und Mänaden glichen.

II.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen erhielt der Maler Robert von dem Cardinal und Staatssekretär Consalvi die erbetene Erlaubniß, seine Wohnung in den Bädern des Diocletian unter Räubern und Mördern aufzuschlagen. Sein Atelier war ein alter wüster Saal, der noch immer die Spuren früherer Pracht und Größe zeigte. Hier und da erblickte man einen zerbrochenen Säulenstumpf, eine Erinnerung an die Tage des alten Glanzes, wo dieser herrliche Bau, noch nicht von barbarischen Händen zerstört und seines Schmuckes beraubt, zu den schönsten Denkmälern des kaiserlichen Roms gerechnet wurde. Selbst seine Trümmer reichten noch hin, im sechszehnten Jahrhundert eine große Anzahl von neueren Gebäuden, ganze Kirchen zu errichten und mit mehr als zweihundert Säulen zu schmücken.

Der Fußboden war zum Theil aufgerissen und durch schwarze Steinfliesen ersetzt, aber zwischen dieser Zerstörung erblickte man die kostbarsten Mosaiken gleich Purpurflicken auf einem schmutzigen Bettlermantel. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben schien die goldene Sonne Italiens und verklärte mit ihrem Licht die traurigen

Ruinen. Wilder Epheu und ein breitblätteriger Feigenbaum bekleideten mit frischem Grün gleich einer lebendigen Tapete die verfallenen Mauern.

Der gefällige Sbirre hatte für Geld und gute Worte für die allernothdürftigste Ausstattung gesorgt. Einige rohe Stühle, ein wurmstichiger Tisch, ein baufälliges Bett und die unentbehrliche Staffelei bildeten den ganzen Hausrath des bescheidenen Künstlers.

Meist jedoch verweilte er in dem geräumigen Hofe, wo die Gefangenen unter dem blauen Himmelsdache mit ihren Arbeiten beschäftigt waren. Dort zeichnete er mit unermüdlichem Fleiße, machte er die interessantesten Studien, indem er die wahrhaft malerischen Stellungen seiner Originale und ihre charakteristischen Physiognomieen wiederzugeben suchte.

Auf einem umgestürzten Marmorblock saß der Räuber Francesco mit seinem Weibe, das den schönen Namen Maria-Grazia trug, wogegen ihre jüngere Schwester Teresina hieß. Robert hatte der Frau die Erlaubniß erwirkt, in Rom bei ihrem Mann bleiben zu dürfen, und dadurch ihre Erkenntlichkeit auf das Höchste gesteigert. Beide verehrten ihren Wohlthäter wie einen Gott und jedes seiner Worte dünkte ihnen heilig wie das Evangelium.

Auch die reizende Teresina hatte ihre Scheu überwunden und kauerte jetzt zu seinen Füßen auf dem Boden mit niedergeschlagenem Auge, da er sie zu zeichnen wünschte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen ängstlichen, verstohlenen Blick nach dem weißen Blatte, worauf er mit sicherer Hand das kindlich schöne Gesicht des Mädchens entwarf.

„Francesco," sagte der Maler, während er den Bleistift spitzte, „Du wolltest mir ja erzählen, wie Du unter die Briganten gerathen bist."

„Das ist eine traurige Geschichte," murmelte der Räuber. „An meinem ganzen Unglück ist einzig und allein die Vendetta schuld."

„Diese Blutrache, von der ich schon so oft gehört habe, ist eine verwerfliche Sitte, die jeder gute Christ verdammen muß."

„Das hat auch der fromme Padre gesagt, als ich ihm beichtete. Aber was soll Unsereins thun, wenn er tief beleidigt, wenn ihm ein naher Verwandter getödtet wird? Das vergossene Blut schreit zum Himmel, und wenn wir uns nicht rächen, so werden wir verachtet und wie die räudigen Hunde angesehen."

„Es gibt dafür Gerichte, die den Schuldigen bestrafen."

„Gerichte!“ erwiederte der Räuber mit naiver Verwunderung. „Wer wird seine Ehre diesen Richtern anvertrauen, die mit den Gesetzen nur einen Handel treiben? Der Mörder, der meinen Bruder mit einem Messerstich tödtete, war ein reicher Mann. Ich lauerte ihm auf und meine Kugel traf ihn mitten in das Herz,“ berichtete Francesco mit funkelnden Augen und wildem Lächeln, noch in der Erinnerung schwelgend.

„Und so wurdest Du zum Mörder!“ versetzte Robert streng.

„Das nennt man bei uns nicht einen Mord,“ entschuldigte Maria-Grazia, „sondern nur ein Unglück. Ich hätte meinem Francesco nie wieder eine Hand gereicht und einen Kuß gegeben, wenn er anders gehandelt hätte.“

„Und was sagst Du, Teresina?“ fragte der Maler das junge Mädchen.

„O!“ erwiederte sie erröthend, und leise zusammenschauernd. „Ich bin noch ein Kind und weiß nur, daß die Vendetta etwas Schreckliches ist, weil sie die Menschen elend und unglücklich macht.“

„Das ist wahr,“ bekräftigte der Räuber. „Seitdem fand ich keine Ruhe mehr. Ich mußte in die Berge fliehen, wo ich wie ein wildes Thier von den Sbirren

verfolgt und gehetzt wurde. Tagelang irrte ich in den Felsen umher, ohne einen Bissen Brod zu finden, bis mich das Elend, die Noth und vor Allem der Hunger zu den Briganten trieben. Ich ließ mich vom Teufel verführen und von dem verrufenen Gasparone anwerben, mit dem ich zugleich gefangen wurde."

„Und was bist Du früher gewesen, bevor Du Brigant wurdest?"

„Ich war als Jäger in der Campagna angestellt, und Ihr könnt alle Nachbarn fragen, ob es einen besseren Schützen in der ganzen Runde gab. Daß meine Kugel nie ihr Ziel verfehlte, habe ich bewiesen," fügte Francesco stolz hinzu.

„Du bist in der That zu bedauern," entgegnete Robert, „und wenn ich die Macht hätte, würde ich Dir die Freiheit wieder geben."

„Das würde mir doch nichts nützen," meinte der Räuber traurig. „Die Vendetta erlischt nicht; ich müßte doch bald wieder in die Berge flüchten. Für mich gibt es keine Hülfe, keine Rettung mehr."

„Ja, wenn nur Teresina wollte, so könnte eine Aussöhnung stattfinden," warf Maria-Grazia dazwischen.

„Teresina?" fragte der Maler verwundert. „Was kann Teresina dazu thun?"

„Sie braucht nur dem Bruder des Ermordeten, der sie zur Frau verlangt, die Hand zu reichen, und die Vendetta ist für immer begraben."

„Nimmermehr!" rief jetzt das junge Mädchen mit einer Heftigkeit, die stark mit ihrer sonstigen Sanftmuth contrastirte.

„Und warum willst Du nicht Deinem Bewerber, der noch dazu ein wohlhabender und angesehener Mann zu sein scheint, zum Altar folgen, den gestörten Frieden zwischen den feindlichen Familien herstellen und der Blutrache ein erwünschtes Ende machen?"

Nur ein heißer Thränenstrom und ein leises Schluchzen war die Antwort des jungen Mädchens, so daß Robert es für gerathen hielt, nicht weiter in sie zu dringen und die Sitzung abzubrechen.

Am andern Morgen erschien Teresina in dem Atelier des Malers bleich, doch ruhig und gefaßt, indem sie ihn ersuchte, das angefangene Bild zu vollenden, da sie zu dem Vater zurückkehren müsse, der in der Nähe von Sonnino ein kleines Landgut von geringem Ertrage besaß.

„Verzeiht mir," sagte sie entschuldigend, „meine gestrige Heftigkeit, aber die Rede meiner Schwester hat

mich tief geschmerzt. Ich will von keiner Heirath wissen; jetzt noch weniger als sonst."

„So mißfällt Dir Dein Bewerber?" meinte der Maler, während er seine Farben ordnete und dem Mädchen die geeignete Stellung anwies.

„Mattia Caputi," erwiederte sie, „ist ein viel begehrter Mann; aber selbst wenn er tausend Mal schöner und reicher wäre, so will ich doch nicht seine Frau werden. Lieber todt!"

„Was hat Dir der arme Mattia denn gethan, daß Du ihn nicht leiden magst?"

„Seht her!" sagte das Mädchen, indem sie mit ihrer Hand die schweren Flechten ihres dunklen Seidenhaares mit einer heftigen Bewegung zur Seite streifte und auf ihre Schläfe zeigte, wo eine feine rothe Narbe von Zolllänge jetzt sichtbar wurde, gleich einem schmalen Purpurstreif.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Robert.

„Diese Narbe kommt von seiner Hand. Ich war acht, Mattia zwölf Jahre alt, als die Vendetta zwischen unseren Familien ausbrach, von der ich keine Ahnung hatte. Eines Tages saß ich auf dem Berge und hütete unsere Ziegen, während ich ein Liedchen sang, da schlich sich der tückische Bube in meine Nähe und schleuderte,

in einem Myrthengebüsch verborgen, einen schweren Stein gegen meine Schläfen, daß ich taumelnd, blutend niedersank. Ich hörte noch sein wildes Hohngelächter, seine Verwünschungen gegen mich und all' die Meinigen, dann entfloh er und mein Bewußtsein schwand. Als eine Sterbende wurde ich aufgefuunden und in die Hütte meines Vaters getragen. Meine arme Mutter pflegte mich und gelobte für meine Genesung ein silbernes Herz der heiligen Madonna, die mich vom sicheren Tod durch ein Wunder errettet hat. Der Schreck aber ist meiner Mutter in das Herz gefahren, seitdem kränkelte die Gute, und wenige Monate nach diesem Vorfall weinte ich auf ihrem Grabe."

„Mattia war damals, wie Du selbst sagst, nur ein Kind, das nicht wußte, was es that. Jetzt bereut er sein Vergehen und bietet Dir zur Sühne seine Hand. Du mußt seine kindische That zu vergessen suchen."

„Nie!" rief Teresina mit glühender Röthe der bräunlichen Wangen. „So wenig wie diese Narbe jemals verschwinden wird, werde ich jemals diesem Mattia Caputi angehören."

„Und doch scheinen die Deinigen diese Verbindung dringend zu wünschen."

„Sie quälen und peinigen mich, daß ich verzweifeln muß; besonders der Vater, den dieser Mattia ganz in seiner Gewalt hat, da wir leider arm und verschuldet sind. Er hat durch zweite Hand dem Vater Geld geliehen und droht uns nun von unserem Gütchen zu vertreiben, wenn ich nicht einwillige. Ach! wir armen Leute sind sehr unglücklich!“

„Wie gern möchte ich Dir helfen, wenn dies in meiner Macht stünde!“ versetzte Robert, von ihrem tiefen Schmerz ergriffen.

„Ah! Sie sind gut, wie die Heiligen im Himmel. Haben Sie Barmherzigkeit! Wenn Sie mich nicht retten, so bleibt mir nichts übrig, als mich in die Tiber zu stürzen!“

Ehe sie der überraschte Maler hindern konnte, war Teresina aufgesprungen und umklammerte seine Kniee mit südlicher Heftigkeit, seine Hände mit ihren Thränen benetzend und mit heißen Küssen bedeckend, während er sie sanft zu entfernen suchte.

„Stoßt mich nicht fort,“ bat sie mit wunderbar ergreifender Stimme. „Laßt mich hier zu Euren Füßen liegen, wie vor dem Bilde des gnadenreichen Erlösers, der das Gebet der Unglücklichen und Elenden erhört. Treibt mich nicht von Euch, weist mich nicht zurück! Ich

will ja nur bei Euch bleiben und verlange nichts weiter, als Euch zu dienen wie eine Magd."

„Du weißt, daß dies nicht möglich ist. Bedenke Deinen Ruf!" versetzte Robert, fast bestürzt über dies seltsame Anerbieten.

„Was kümmert mich mein Ruf? Ich kenne Euch. Ihr seid ein guter Mann, dem ich vertrauen darf, wie ich ein schuldloses Mädchen bin."

„Und was wird Dein Vater, was werden Deine Schwester und Francesco sagen?"

„Sie werden sich nicht weigern, wenn Ihr mit ihnen redet. Ein Wort von Euch gilt so viel wie der Ausspruch des heiligen Vaters, der zu binden und zu lösen vermag."

Obgleich Robert noch immer schwankte und ihr sein vielfaches Bedenken nicht verschwieg, so ließ sie doch nicht ab, ihn mit ihren Bitten und Thränen so lange zu bestürmen, bis er ihr wenigstens die Zusicherung gab, mit ihren Verwandten die nöthige Rücksprache zu nehmen.

„Ich selbst," sagte er freundlich, „werde Dich nach Sonnino begleiten und mit Deinem Vater reden, da ich ohnehin die Absicht hatte, jene Gegenden kennen zu

lernen und daselbst für meine Bilder landschaftliche Studien zu machen."

Die bloße Aussicht auf Robert's Beistand genügte, die Traurigkeit des jungen Mädchens in die ausgelassenste Freude zu verwandeln. Mit jenem schnellen Wechsel, der die Natur und die Menschen des Südens charakterisirt, überließ sich jetzt Teresina der kindlichsten Heiterkeit, indem sie anmuthig von ihrer Heimath, von den schönen Bergen und Villen in der Nähe, plauderte, während der Maler ihre günstige Stimmung benutzte, um das Bild zu beenden.

Als er ihr jetzt das wohlgelungene Portrait zeigte, stieß sie einen leisen Schrei aus, indem sie das lieblich erröthende Gesicht mit den Händen bedeckte, als wäre sie von ihrer eigenen Schönheit beschämt.

„Wie, das sollte ich, ich selber sein?" fragte sie zweifelnd.

„Wer denn sonst?"

„Und das meine Augen, meine Haare? O! Ihr habt mich viel zu schön gemacht. Das muß Maria-Grazia und Francesco sehen! Darf ich sie rufen?"

Vergessen war alles Leid, und wie ein Kind, das eben noch geweint, durch eine Kleinigkeit erfreut, laut auflacht, so schwebte sie graciös durch die offene Thür

in den Hof, wo sie erregt der Schwester ihr unerwartetes Glück verkündigte. Mit Wohlgefallen sah ihr Robert nach, bis sie verschwunden war. Es schien ihm, als ob das düstere Atelier sich noch mehr verdunkelt hätte, als ob das heitere Sonnenlicht mit ihr gegangen wäre.

Trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft fühlte er sich von dem seltsamen Mädchen, von dieser wunderbaren Mischung kindlicher Heiterkeit, Anmuth und zarter Weiblichkeit so sehr angezogen, daß auch er nur mit Widerwillen an die drohende Trennung dachte, obgleich er sich nicht die Schwierigkeit verhehlte, die sich ihren und auch seinen Wünschen entgegenstellte. Jedenfalls war er entschlossen, Alles aufzubieten, um sie von der verhaßten Verbindung zu befreien, wozu es vor Allem der Rücksprache mit dem Vater Teresina's bedurfte.

Am nächsten Morgen bestieg Robert das zu diesem Zweck gemiethete Pferd, während Teresina auf einem bescheidenen Maulesel Platz nahm, begleitet von den Segenswünschen der älteren Schwester und Francesco's.

„Reitet mit Gott!“ sagte der Räuber, „und wenn Euch in den Gebirgen ein Brigante begegnen sollte, so nennt ihm nur meinen Namen und zeigt ihm diese

Münze, die Euch mehr nützen wird, als ein Paß des Gouverneurs."

Mit diesen Worten überreichte er dem Maler eine alte, vielfach in Form eines Kreuzes durchlöcherte Kupfermünze, die dieser sorglos in die Tasche steckte, da er eine solche Gefahr nicht fürchtete, obgleich das Unwesen noch immer nicht verschwunden war und die verwegenen Gesellen bis an die Thore der Stadt schweiften.

Schweigend ritten die Reisenden durch die noch menschenleeren Straßen über die öde Campagna, die, in dichten Herbstnebel gehüllt, einem wogenden Meere glich. Nach und nach schwanden die wallenden Schleier und die aufgehende Sonne beleuchtete mit ihrem rosigen Schimmer das weite Gefilde mit seinen uralten Trümmern prachtvoller Villen, zerfallener Grabdenkmäler und riesiger Wasserleitungen, diesen erhabenen Zeugen einer untergegangenen großen Welt. Rings umher herrschte das Schweigen des Todes, nur ein Falke, der sich hoch in den blauen Lüften wiegte, ließ seinen grellen Schrei in der Oede hören, gleich dem Geiste eines jener beutelustigen Barbaren, die sich einst gierig auf das vor ihnen zitternde Rom niederstürzten.

War es sittliche Befangenheit oder das Gefühl jener Melancholie, welches unwillkürlich die Seele beim Anblick dieser erhabenen Trümmerstätte beschleicht, daß Keines von Beiden das fast beängstigende Stillschweigen unterbrach, so lange sie durch die traurige Campagna ritten, welche nur von Heerden breitstirniger, gluthäugiger Stiere und ihren bewaffneten Hirten bewohnt erschien?

Erst als sie den Fuß des Gebirges erreichten und die Straße immer höher stieg, athmete in der reinen Luft die gepreßte Brust wieder auf, löste sich der auf ihnen lastende Bann bei dem wunderbaren Schauspiel, das sich bei jedem weiteren Schritt vor ihnen aufthat. Zu ihrer Linken erhoben sich die Höhenzüge der Albanerberge in ihren classischen Linien, mit ihren zahllosen Städten, Dörfern und weißen Villen terrassenförmig emporsteigend, während zur Rechten das blaue Meer ihnen entgegenblitzte.

„Herrlich!“ rief Robert entzückt, indem seine Blicke wie blüthentrunkene Bienen von einer Schönheit zur anderen schweiften.

„Dort liegt Frascati,“ zeigte Teresina mit der Hand, „jene hellen Mauern, über denen der silberne Wasserfall schwebt, ist Grotta Fernata, dahinter Rocca di Papa und die Thürme von Castel Gandolfo. Ist

das nicht schön?" fragte sie mit jenem Stolze, den auch der geringste Italiener auf sein herrliches Heimathland besitzt.

„Wunderbar!" versetzte der Maler. „Wir wollen hier ein wenig ruhen, da ich gern diese herrliche Aussicht zeichnen möchte."

„Nicht hier," sagte das mit der Gegend wohlbekannte Mädchen, „wo Euch die Sonne blendet und Euren Augen schaden kann. Wenn wir hier noch zehn Minuten weiter reiten, so kommen wir in den kühlen Wald, wo Ihr ungestört im Schatten weilen könnt, so lange Ihr wollt. Wir kommen immer noch zeitig genug nach Sonnino."

Unter ihrer Führung erreichte der Maler einen wie zum Ausruhen von der Natur geschaffenen Halteplatz, rings von dichten Ulmen und prächtigen Kastanienbäumen umgeben, durch deren Zweige das Azurblau des wolkenlosen Himmels schimmerte. Ein sanfter Windhauch wehte in den Blättern, wie wenn die Hand des Geliebten mit den Locken seines Mädchens spielt. Durch die grünen Zweige stahlen sich die goldenen Sonnenstrahlen und malten zitternde Schattenbilder, helle Kreise und Ringe auf dem weichen, thaugetränkten Moose des Waldes.

In der Nähe einer alten verfallenen Capelle, auf deren Altar ein bekränztes Bild der Madonna stand, fand Robert einen geeigneten Punkt für seine Arbeit. Vor ihm lag das Gebirge, gleichsam eingerahmt von zwei mächtigen, uralten Ulmen. Zu seinen Füßen gähnte eine düstere Schlucht, an ihren steilen, mit wilder Myrthe und Lorbeerbüschen bekleideten Wänden rieselten die silbernen Quellen mit melodischem Fall.

Nachdem die Thiere festgebunden waren, breitete der Maler seine Zeichenmappe aus und begann die Skizze der romantischen Gegend flüchtig aufzunehmen, während Teresina lieblich plaudernd an seiner Seite in dem Gefühle ihrer sicheren Unschuld saß.

„Diese Schlucht," sagte sie, „war noch vor einem Jahre der Schlupfwinkel des grausamen Gasparone und seiner Briganten. Ich selbst bin schon einmal mit Maria-Grazia hier gewesen, als der arme Francesco noch ein Ausgestoßener war. Aber ich habe mich nicht hingewagt unter die verwegenen Männer. Nur die Schwester ist hinabgestiegen, während ich an der Capelle niederkniete und zu der gebenedeiten Madonna für die Unglücklichen betete."

„Aber jetzt ist doch die Gegend sicher?" meinte der Maler, in die unheimliche Tiefe blickend.

„Seit Gasparone gefangen, hat man von keinem Anfall mehr gehört. Die Briganti sitzen jetzt im Gefängniß und die Wenigen, die entkommen, haben sich über die Grenze geflüchtet, wo sie nur noch die Reisenden auf dem Wege nach Neapel beunruhigen."

„Wir haben also nichts zu fürchten!" scherzte Robert, ruhig weiter malend. „Im Nothfall besitzen wir ja den kupfernen Empfehlungsbrief von Freund Francesco an seine früheren Spießgesellen."

„Ihr dürft nicht über solche Dinge spotten," sagte das junge Mädchen ernst. „Oft ist die Gefahr näher, als man glaubt, und ein Wort zur Unzeit kann uns Unglück bringen."

„Du mußt nicht so abergläubisch sein. Was kann uns hier geschehen?"

„Horch!" rief plötzlich Teresina, von ihrem Sitze aufspringend. „Was war das?"

Aus der Tiefe der dunklen Schlucht tönte ein verworrenes Geräusch, wie von Menschenstimmen. Ueber den Rand der jähen Felswand gebeugt, lauschte das junge Mädchen mit angehaltenem Athem, während der Maler gespannt an ihrer Seite stand.

Jetzt klang deutlich ein lauter Ruf nach Hülfe, worauf die frühere Todtenstille wieder eintrat.

„Ich habe mich nicht getäuscht," flüsterte Teresina leise. „O, ich kenne sie nur zu gut. Es sind die Briganten, die einen armen Reisenden überfallen haben."

„Wir müssen ihm zu Hülfe eilen!" rief der Maler muthig.

„Wo denkt Ihr hin? Es sind ihrer wenigstens drei oder vier, und Ihr habt keine Waffen. Sie werden Euch tödten oder in's Gebirge schleppen."

Ohne sich jedoch an ihre Warnung zu kehren, eilte Robert, von Menschenliebe beseelt, den steilen Fußpfad hinab, der, durch das dichte Gebüsch sich schlängelnd, in den Abgrund führte, gefolgt von Teresina, welche die Gefahr mit ihm theilen wollte. Der enge Weg mündete in eine gewölbte Grotte, in die ein schöner junger Mann in Jägertracht, mit gebundenen Händen, von drei Räubern gewaltsam hineingezerrt wurde.

Als die Briganten die nahenden Schritte der Herbeieilenden hörten, ließen sie ihre Beute los, indem sie ihre gespannten Flinten gegen die Brust des Malers richteten.

„Steht," rief der Anführer, „oder Ihr seid ein Kind des Todes!"

Ehe aber der Brigant seine Drohung zur Wahrheit machen konnte, war ihm Teresina in den aufgehobenen Arm gefallen, den sie mit dem Muthe der Verzweiflung festhielt. Verwundert über die unerwartete Erscheinung des ihm wohlbekannten Mädchens stieß der Anführer der Briganten einen wilden Fluch aus.

„Was willst Du, Teresina?" rief er finster blickend, gleich einem Wolfe, der bei seiner Mahlzeit gestört wird.

„Hüte Dich, Cesari," versetzte sie trotzig, „diesem Manne nur ein Haar auf seinem Haupte zu krümmen! Er ist ein Freund Francesco's und steht unter dem Schutze Eures Kreuz-Bundes. Du weißt, was die durchlöcherte Münze zu bedeuten hat?"

„Wenn er Francesco's Freund ist und das Schutzgeld bei sich trägt, so mag er ruhig seine Straße ziehn. Wir wollen nichts von ihm und verlangen weder sein Gut noch Leben. Geht mit Gott, Signor, und mischt Euch künftig nicht in fremde Händel!"

„Das ist nicht genug," erwiederte Robert.

„Was könnt Ihr noch mehr von uns verlangen?"

„Ihr sollt auch den Gefangenen freigeben, der sich in Euren Händen befindet."

„Nimmermehr," erwiederte der Räuber, „das ist ein vornehmer und reicher Herr, von dem wir ein gutes Lösegeld zu erwarten haben."

„Und ich," sagte Robert in entschiedenem Tone, „will lieber sein Schicksal theilen, als den Herrn in Euren Händen lassen. Ich weiche nicht von der Stelle, bis ich auch ihn in Sicherheit weiß."

„Ich danke Ihnen," sagte der Gefangene, sich in das Gespräch mischend, „für Ihre Theilnahme, aber ich wünsche nicht, daß Sie meinetwegen sich einer Unannehmlichkeit aussetzen. Vielleicht kann ich mich mit diesen Leuten einigen, wenn sie sich billig finden lassen. Auf einige Goldstücke soll es mir nicht ankommen."

„Eccellenza wissen, was Sie werth sind," sagte der Räuber. „Unter tausend Ducati können wir Sie nicht freigeben."

„Ihr sollt hundert haben und die fünfzig, die in meiner Börse sind, dagegen verlange ich meine Uhr, meinen Siegelring und mein Taschenbuch zurück, für die ich Euch auch noch fünfzig Ducaten vergüten will. Wenn Ihr damit zufrieden seid, so soll Euch der Haushofmeister meines Oheims das Geld zahlen."

„Wer aber bürgt uns dafür, wenn wir Euch ziehen lassen?“

„Das Wort eines Edelmannes,“ versetzte der junge Mann mit persönlicher Würde.

Während die Räuber den Vorschlag in Erwägung zogen und sich heimlich beriethen, näherte sich Robert dem Gefangenen, dessen ganze Haltung eine gewisse aristokratische Vornehmheit verrieth. Er mochte ein Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren sein, mit lichtbraunem Haar und blauen Augen, aus denen ebenso sehr Geist wie Herzensgüte sprach, so daß der Maler sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte.

„Wie sind Sie,“ fragte er ihn leise, „in die Hände dieser Schurken gefallen?“

„Daran trägt lediglich meine Liebe zur Kunst Schuld,“ versetzte der Unbekannte im reinsten Französisch. „Ich war auf der Jagd in der Nähe von Frascati, wo ich zum Besuch bei meinem Oheim verweilte, der in der Nähe eine Villa besitzt. Ich verirrte mich im Walde und gelangte in diese Schlucht, die mir so romantisch erschien, daß ich sie zu zeichnen beschloß. In meine Arbeit vertieft, bemerkte ich nicht die Räuber, welche mich plötzlich überfielen, ehe ich mich zur Wehre setzen konnte.“

„Sie sind demnach Maler, und ich freue mich, einem Collegen dienen zu können.“

„O, ich bin nur ein schwacher Dilettant,“ erwiederte der Jüngling lächelnd, „aber destomehr liebe ich die Kunst.“

Unterdeß sprach Teresina in dem unverständlichen Dialekt der Gebirgsbewohner eifrig mit den Briganten, welche noch immer unschlüssig schienen. Mit feurigen Worten bat, warnte und drohte sie, indem sie sich bald auf den Schutz Francesco's, bald auf die Verdienste Robert's um die gefangenen Räuber und auf dessen Bekanntschaft mit dem gefürchteten Cardinal Consalvi nicht ohne südliche Uebertreibung berief, bis die schwankenden Briganten, welche mit Teresina's Familie genau bekannt und verbunden waren, ihren Vorstellungen Gehör schenkten.

„Besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache,“ sagte der Anführer, welcher de Cesari hieß. „Wir wollen Euren Vorschlag annehmen und erwarten das Geld an der Capelle, wohin es Euer Haushofmeister zum Ave Maria bringen kann. Wenn Ihr nicht Wort haltet, so werdet Ihr unserer Rache nicht entgehen. Ihr wißt, daß wir nicht scherzen und daß wir Euch überall finden werden.“

Zugleich überreichte er dem unterdeß von seinen Fesseln befreiten Gefangenen dessen Uhr, Siegelring und ein ansehnliches Taschenbuch, worauf die Räuber sich durch die Grotte entfernten, während die Reisenden den entgegengesetzten Weg in Begleitung ihres neuen Gefährten nach dem Gebirge einschlugen.

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet," sagte der junge Mann zu dem Maler, „da ich ohne Ihren Beistand nicht so billigen Kaufes fortgekommen wäre. Wahrscheinlich hätte ich eine unfreiwillige Reise in das Gebirge machen und so lange warten müssen, bis mein Lösegeld eingetroffen sein würde. Die Schurken haben es auf meine Familie abgesehen und im vorigen Jahr meinem Oheim einen Besuch auf seiner Villa abgestattet, zum Glück aber statt seiner einen armen französischen Maler, der sich zufällig in seiner Wohnung befand, ergriffen und mit sich fortgeschleppt. Doch auch er kam mit dem bloßen Schreck davon, da sie ihn wieder frei gaben, als sie ihren Irrthum gewahrten. Seitdem lauern diese Briganten auf eine bessere Gelegenheit, vor der Sie mich freundlichst bewahrt haben."

„Danken Sie dem Zufall und nicht mir," entgegnete Robert, indem er seinem Begleiter über seine seltsamen

Beziehungen zu den gefangenen Briganten Aufschluß gab.

„Das Alles," sagte der junge Mann, „klingt wie ein Märchen; es ist das seltsamste Abenteuer, das ich bis jetzt erlebt habe."

„Doch buchstäblich wahr, wie Ihnen das junge Mädchen bestätigen kann."

„Ich zweifle nicht daran. Doch wohin gedenken Sie jetzt zu gehen?"

„Nach Sonnino, wo ich mich noch einige Tage aufhalten will, um daselbst Studien zu machen."

„Ich glaube, daß sich dazu die dortige Gegend weniger eignet, als die herrliche Umgebung von Frascati. Meine Verwandten würden sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Aber darf ich, ohne unbescheiden zu sein, nach dem Namen meines Retters fragen?"

„Ich heiße Leopold Robert, Maler Robert."

„Den Namen werde ich nicht so leicht vergessen," erwiederte der Fremde mit verbindlichem Lächeln. „Vielleicht gestatten Sie mir, Sie in Rom in Ihrem Atelier zu besuchen und unsere flüchtige Bekanntschaft zu er-

neuern. Ich bin," setzte er fast zögernd hinzu, „der Sohn des Grafen von Saint-Leu."

„Der Neffe des Kaisers!" rief Robert überrascht von dieser seltsamen Begegnung.

„Ein armer, verbannter Napoleonide!" seufzte der wirklich schöne junge Mann, indem ein Schatten seine klare Stirn verdüsterte.

(Fortsetzung im zweiten Band.)

Inhalt.